Gedanken
des Pabstes
Clemens XIV.
(Ganganelli)

als

dessen Briefe

Fünfter Theil.

Frankfurt und Leipzig,

in der van Dürenschen Buchhandlung. 1780.

Verzeichniß der Artikel.

Seite.

Allmosen — — — — 1
Andacht, wahre Andacht, Unterschied derselben von dem Pharisäismus, oder der falschen Andacht (Fömmigkeit) — — — — 4
Arbeit — — — — — 8
Ausleger — — — — — 9
Beichtvater (Gewissensrath) — — 10
Beichtvater der Klosterfrauen — — 13
Beredsamkeit — — — — 15
Bibliotheken — — — — 16
Bischoff — — — — — 20
Bücher (alte und vergessene Bücher) — 28
(fremde Bücher, böse, gottlose Bücher, Ursprung derselben) 29
Christus — — — — — 31
Diener (Diener des Evangelii, Weltgeistliche oder Ordensgeistliche) — 33
Ehe — — — — — 35
Ehrenstellen — — — — 35
Eifer (Eifer und Mäßigung, mit welcher man die Religion vertheidigen soll, dem falschen Eifer entgegengesetzt) — — — — 38

Seite

Ursachen, welche den falschen Eifer erregen — — — 42
Eifersucht (und gelehrter Streit) — 44
Einbildungskraft — — — — 46
Erziehung — — — — 48
Freundschaft — — — — 59
Geist der Erfindung — — — 60
Geschichte — — — — — 61
Gott — — — — — 66
Herren — — — — — 70
Jahrhunderte (und besonders das achtzehnte) — — — — 71
Journal (oder periodische Schrift) — 76
Journalist (dessen Pflichten) — — 77
Kirche — — — — — 80
Kirchenväter — — — — 85
Krankheiten — — — — 89
Leichenrede — — — — — 90
Lesen — — — — — 94
Lobrede — — — — — 98
Lobrede des Heil. Paulus — — — 100
Maler, und Bildhauer — — — 102
Mann, wie er sich gegen seine Frau verhalten soll — — — — 104
Materie — — — — — 105
Mathematik, Nutzen derselben — — 106
Mensch.
§. 1. was der Mensch nach seiner natürlichen Beschaffenheit ist 108
§. 2. geistiges, unkörperliches, unsterbliches Wesen der Seele 110
§. 3. Ursachen, welche auf die Menschen wirken, und welche machen, daß sie so viele verschiedene Gestalten annehmen — — — 114

§. 4.

Seite.

§. 4. allgemeiner Begriff von den Pflichten des Menschen — 121
§. 5. Kampf des Menschen gegen sich selbst — — — 122
§. 6. Verderben des Menschen — 123
Metaphysik — — — — 126
Moral — — — — — 127
Mutter, ihre Pflichten in Ansehung ihrer Töchter — — — — 130
Nationen (von den verschiedenen Nationen) — — — — — 133
Natur (die Geschichte der Natur) — 137
Ordensgeistliche — — — — 138
Nutzen, den man von den geistlichen Orden ziehen könnte — 141
Päbste — — — — — 142
Philosophie — — — — 145
Poesie — — — — — 149
Politik — — — — — 152
Protestanten — — — — 155
Rath, wo man ihn in mislichen Umständen suchen soll — — — 159
Regenten.
§. 1. Eigenschaften und Pflichten eines Regenten — — 160
§. 2. Ehrfurcht und Gehorsam, so man den Regenten schuldig ist 166
§. 3. Beichtvater eines Regenten — 167
Regierungsform.
Regierungsform des Kirchenstaates 171
Religion — — — — — 176
Reliquien der Heiligen — — — 186
Schuldner, wie man sich gegen dieselbige verhalten müsse — — 188
Stand, Wahl eines Standes — — 190
Studiren — — — — — 191
Art, nützlich zu studiren — — 191

Seite.

Styl — — — — —	196
Theologie — — — — —	203
Tod — — — — —	216
Unglauben, und neuere Philosophie —	223
Wort Gottes, und Wahrheit der Religion, wie man sie vortragen soll —	244
Zeit — — — — —	247

Gedan-

Gedanken des Pabstes Clemens XIV.

Allmosen.

Man muß den Armen beystehen, um desto mehr, als man im Stande ist, ihnen Hülfe zu leisten. Die Stütze der Religion ist die Menschenliebe, und wenn man nicht barmherzig ist, so ist man kein Christ. X. Brief.

Die Armen sind in den Augen der Reichen und der vornehmen Herren soviel als nichts. Indessen sind sie doch ein Gegenstand, der aller ihrer Aufmerksamkeit würdig ist, wenn sie ihn von der Seite jener Christlichen Philosophie betrachten, die alle Menschen einander nähert und die ihre Handlungen leitet. *XVI.* Brief.

Es ist gut, daß man etwas bey Seite legt, um den Armen Gutes zu thun. Tropfenweise geben, hilft den Armen nichts. Wenn man sich ein bestimmtes Allmosen auferlegt, so hat man nichts mehr für diejenigen, die äusserst dürftig sind. Es ist besser man entreißt eine oder zwo Familien dem Elende, als daß man einige Thaler ausstreuet, welche niemand helfen. Es ist also rathsamer, immer eine Summe im Vorbehalt zu haben für ausserordentliche Fälle; auf diese Art hilft man den dringendsten Unfällen ab.

Die Andächteley fodert, daß jeder Armer, ohne weder seine Geburt noch seinen Stand zu untersuchen, in seiner Kleidung und in seiner Nahrung den Pöbel nachahmen solle. Die Christliche Liebe demüthiget niemals jemand, und sie weiß sich nach den Umständen und nach den Ständen zu richten.

Mit Stolz geben, ist noch ärger, als nichts geben. Man muß also seinen Geschenken eine solche Wendung geben, daß man mehr beschämt zu seyn scheine, als derjenige, welcher dieselbigen erhält. Die Religion ist allzugroß, als daß sie jene kleine Seelen gut heissen sollte, welche Gefälligkeiten mit übermüthigem Stolze erweisen und die Wichtigkeit ihrer Dienste empfinden lassen.

Man muß sich nicht allein mit dem Geben begnügen, sondern nach dem Gebote der Schrift, auch demjenigen vorstrecken, welcher

sich

sich in der Noth befindet. Das Geld ist ein verächtlicher Gegenstand, wenn man es nicht dazu anwendet, seinem Nächsten damit auszuhelfen. Kann wohl das abgeschmackte Vergnügen, Thaler zusammen zu scharren, mit der Freude, andere glücklich zu machen, und mit dem Glücke, den Himmel zu erwerben, verglichen werden?

Man muß also haushälterisch ohne Geiz und freygebig ohne Verschwendung seyn, dem Dürftigen zuvorkommen, ohne abzuwarten, bis er anspricht. Die Christliche Liebe weiß zu errathen. *L.* Brief.

Ich rathe gar nicht, den Klöstern Geschenke zu geben; ausserdem, daß sie keinen Mangel leiden werden, ist es unbillig, die Familien arm zu machen, um sie zu bereichern. Man schreyt immer über die Habsucht der Mönchen; man muß den Weltleuten keine Gelegenheit geben, neue Klagen hierüber zu führen. Unser Reichthum muß in unserm guten Namen bestehen, und dieser muß sich auf eine uneigennützige Denkungsart und auf die Ausübung aller Tugenden gründen. Ob ich gleich meinen Stand gern habe, so werde ich doch niemand dazu bewegen, freygebig gegen uns zu seyn. *X.* Brief.

Die Vorsicht ist die Hülfsquelle und die Zuflucht der Klostergemeinden; sie muß mehr, als alle menschliche Mittel, dieselbigen erhalten. Jeder Orden verdienet nur in soweit Hochach-

tung, als er dem Beyspiele Christi nachfolgt. Aber man hat oft weltliche Absichten zur Erhaltung eines Klosters, ohne zu bedenken, daß der wahre Christ keine bleibende Statt habe, und daß nichts anders geschehe, als was Gott will. *XXVII.* Brief.

Andacht.

Wahre Andacht, Unterschied derselben von dem Pharisäismus, oder der falschen Andacht.

(Frömmigkeit.)

Die wahre Frömmigkeit hasset alles übertriebene. Wenn man sich äusserlich zwingt, ein unsaubers Kleid zu tragen, den Kopf zu hängen, die Stirne in Falten zu legen, und einen besondern heuchlerischen Ton im Reden anzunehmen, alsdann spottet man sie nur nach. *XXX.* Brief.

Die wahre Frömmigkeit will sich nicht sehen lassen. Die Bescheidenheit hängt von keiner Farbe ab; genug, wenn man in seinen Kleidern und in seinem Betragen den Wohlstand beobachtet, so ist man so, wie man seyn soll. Das sonderbare Betragen schickt sich so wenig zur wahren Frömmigkeit, daß das Evangelium uns sogar befielt, unser Gesicht zu waschen, wenn wir fasten, um nicht bemerkt zu werden.

Unser Herz soll Gott gewidmet seyn und alle unsere Handlungen sich auf ihn beziehen; dies ist der Hauptpunct.

Die Welt würde nicht so sehr ihren Spott mit der wahren Frömmigkeit getrieben haben, wenn die sogenannten Frommen nicht dazu Anlaß gegeben hätten. Sie sind fast immer aus einem feindseligen Eifer mit niemand zufrieden, als mit sich selbst; und sie möchten gern, daß sich jedermann nach ihrem Eigensinne richten sollte, weil ihre Frömmigkeit oft nur von einer übeln Laune herrührt.

Jede wahrhaft fromme Person ist geduldig, sanftmüthig, demüthig; argwohnet nichts böses, wird niemals zornig und hält die Fehler anderer Leute geheim, wenn sie dieselbigen nicht entschuldigen kann. Jede wahrhaft fromme Person lacht mit denen, die lachen, weint mit denen, die weinen, nach der Vorschrift des heiligen Paulus; sie ist mit einer gewissen Bescheidenheit fromm, denn die Mäßigung wird in allen Dingen erfodert. Endlich ist die wahre Frömmigkeit die Liebe und ohne die Liebe ist alles, was wir thun, zu unserm Heil völlig unnütz.

Die falschen Frommen oder die Scheinheiligen schaden der Religion eben so sehr, als die Gottlosen selbst. Sie ärgern sich sogleich immer über alles dasjenige, was nicht mit ihren Meynungen oder mit ihrem Eigensinn übereinkömmt. Ihr Eifer ist unruhig, un-

gestümm und bereit zur Verfolgung. Gemeiniglich sind sie schwärmerisch oder abergläubisch, Heuchler oder dumme Köpfe. Das Evangelium zeigt uns, daß der Heiland selbst sie nicht verschonet hat, um uns mistrauisch gegen dieselbigen zu machen.

Die wahre Frömmigkeit behält zu allen Zeiten die nemliche Ruhe und Zufriedenheit, da hingegen die falsche Frömmigkeit oder die Scheinheiligkeit jeden Augenblick veränderlich ist. *X.* Brief.

Die erste Regel der christlichen Liebe ist, daß man das Böse nicht glauben dürfe, wenn man es nicht gesehen hat, und daß man schweigen solle, wenn man es gesehen hat. Die Scheinheiligen hingegen glauben, sie müßten ganz treuherzig und mit frommem Eifer alle das Böse für wahr halten, das man ihnen von dem Nächsten sagt. Sie lassen es sich gern unbekannt seyn, was Gott uns ausdrücklich befiehlt, daß wir nemlich nicht richten sollen, auf daß wir nicht gerichtet werden, und daß man in seinen Augen weniger strafbar ist, wenn man Fehler begangen hat, welche man demüthig bereuet, als wenn man seine Brüder verwegener und frevelhafter weise beschuldiget. *XCIX.* Brief.

Wenn man den Pharisäismus gehen ließe, so würde es in der Kirche fast lauter kindische Gebräuche geben, und die Religion, welche

so

so schön und so erhaben ist, würde eine Sammlung abergläubischer Lehren werden.

Ueberhaupt hat man alles dasjenige gern, was nicht zur Besserung des Herzens abzwecket, und man ist ganz zufrieden damit, daß man alt wird, ohne seine bösen Gewohnheiten auszurotten, mit Hülfe einiger Gebeter, die man in der Eile dahin plappert, und die man für hinreichend hält, um zum Himmel zu führen.

Es ist kein Wunder, daß die Welt uns verführet. Aber es ist unbegreiflich, wie Menschen, die sich dafür ausgeben, den Grundsätzen derselbigen entgegengesetzt zu seyn, die Seelen nicht vor dieser Verführung bewahren. Pharisäer giebt es zu allen Zeiten und es wird bis an das Ende der Welt welche geben. Sie bauen übertünchte Gräber, anstatt dem Ewigen Tempel zu errichten; und sie schläfern die Glaubigen ein, indem sie dieselben mit solchen Verrichtungen unterhalten, welche weder auf den Verstand noch auf das Herz einigen Einfluß haben. Deswegen sagte der berühmte Muratori: die scheinheiligen Andächteleyen wären meistens den Fleckkugeln gleich, welche die Flecken dem Scheine nach herauszögen, um sie noch breiter zu machen. *LXI.* Brief.

Das Christenthum ist der größte Feind der pharisäischen Gleisnerey und des Aberglaubens. Die Kirche schreibt uns Pflichten genug vor, ohne daß wir nöthig haben, auf die Verviel-

 fältigung

fältigung derselbigen bedacht zu seyn. Nur allzuoft läßt man das Gebot ausser Acht, um nur blose Rathschläge zu befolgen; denn man höret lieber den Eigensinn, als die Vernunft an, und der Stolz schicket sich vollkommen gut für den Sonderling. *LXXIV.* Brief.

Arbeit.

Die Bestimmung des Menschen ist die Arbeit. Von dem blos im Wissen bestehenden und nicht zur Ausübung eingerichteten Leben ist nur ein Schritt zum Müßiggange, sagte der Cardinal Paleotti, und nichts ist leichter gethan, als dieser Schritt.

Die Handarbeit ist vortheilhafter und nützlicher, als ein immerwährendes Psalmensingen.

Die Welt würde nicht so sehr wider die Mönchen geschryen haben, wenn sie gesehen hätte, daß sie sich mit nützlichen Arbeiten beschäftigten. Das Andenken dererjenigen, welche die Felder umbrachen und urbar machten, und die Städte mit gelehrten Arbeiten, sowohl in Ansehung der Geschichte, als der Zeitrechnung bereicherten, ruhet noch im Segen. *I.* Brief.

Das Studiren nimmt alle kleine Unpäßlichkeiten weg, über welche der Mensch sich oft beklagt; sehr oft ist man nur aus Müßiggang unpaß; viele Frauenspersonen sind krank, ohne zu wissen, wo ihre Krankheit steckt, weil

sie

sie nichts zu thun haben; man wird es müde, wenn man sich allzuwohl befindet, und dieser Ueberdruß fällt den Weltleuten zur Last. *III.* Brief.

In der moralischen Welt giebt es, so wie in der physischen, Nebel. Die Seele ist, so wie der Himmel, mit Wolken umgeben. Das beste Mittel, sich bey solchen widrigen Vorfällen zu zerstreuen, ist, wenn man die Arbeit liebt. Man hat weder Zeit zur Traurigkeit noch zur Langeweile, wenn man sich ernstlich beschäftigt. Das Studiren ist das Element des Verstandes. Man wird weder andern noch sich selbst zur Last seyn, sagt Seneca, wenn man gern studirt. Es ist unbegreiflich, wie viele böse Viertelstunden es in dem Laufe des Lebens giebt, gegen welche die Arbeit uns bewahret. Hier auf dieser Welt kann man nicht anders glücklich seyn, als nur wenn man sein Unglück einzuschläfern weiß. *LI.* Brief.

Ausleger.

Man muß gegen die meisten Ausleger und Erklärer sehr auf der Hut seyn. Sie verdrehen zuweilen den Text der Schriftsteller zu Gunsten ihrer Meynungen. Ich wäre mehr als einmal dadurch hintergangen worden, wenn ich nicht die Citationen gegen einander gehalten hätte. *CXXXVIII.* Brief.

Beichtvater.

(Gewissensrath.)

Es ist ein grosser Fehler, wenn man sich so sehr beeifert, Beichtvater werden zu wollen. Man sucht sich nicht in das Amt der Kirche einzudringen, wenn man die schwer zu verantwortenden Verrichtungen desselbigen kennet. So gute Eigenschaften einer besitzen mag, wenn er allzugern ein Gewissensrath ist, so treibt ihn irgend ein menschlicher Bewegungsgrund dazu an. Ein würdiger Priester nimmt die Sorge, Seelen zu leiten, nicht ohne Zittern über sich. Daran erkennet man die wahren Diener des Evangelii.

Man muß (bey der Sorge für seine Seeligkeit) nicht von jedem ohne Unterschied Rath annehmen; denn in den Krankheiten der Seele will jeder, so wie in den Krankheiten des Körpers, den seinigen ertheilen. Man muß die Gewissensräthe, die Heuchler oder zu mystisch sind, eben so sehr vermeiden, als jene, welche einen unordentlichen Lebenswandel führen. Die Leitung der erstern macht uns am Ende mehr zu Scrupulanten, als zu guten Christen und beide verhindern uns, das wahre Ziel zu erreichen, welches wir uns vorsetzen sollen. Man kann sich nur erst alsdann auf seine Bekehrung verlassen, wenn man eine lange Prüfung ausgestanden haben wird; denn der Uebergang von einem ausschweifen-

den Lebenswandel zur Ausübung der Tugend ist nicht leicht. Eben deswegen muß man einen vortreflichen Wegweiser des geistlichen Lebens wählen, welcher die Gabe zu leiten im höchsten Grade besitzt.

Die Einsichten eines guten Gewissensrathes sind eine grosse Hülfe für diejenigen, die ihn um Rath fragen. Wenn er den Büssenden, der sich ihm anvertrauet hat, einige Zeit lang aufhält, ehe er ihm die Theilnehmung an den heiligen Geheimnissen gestattet, so geschieht solches aus der Absicht, sich gründlich zu versichern, ob er sich geändert habe und die Vorschriften der Kirche standhaft befolge. Man hat sich vor seiner Schärfe nicht zu fürchten; denn er verbindet die Zärtlichkeit eines Vaters mit der Standhaftigkeit eines weisen Gewissensraths, er wird nicht mit äusserlichen Bußübungen quälen, wie solches die Beichtväter, die wenig Einsichten besitzen, insgemein zu thun pflegen. Wenn man aus Stolz gesündigt hat, so wird er Mittel zur Demüthigung angeben; hat man aus sinnlicher Wollust gesündigt, so wird er Regeln zur Dämpfung der Leidenschaften vorschreiben; denn er hat Recht, wenn er denkt, daß man die Wunden der Seele nicht durch einige flüchtig herabgeplapperte Gebete, sondern dadurch heilet, daß man an der Verbesserung des Herzens arbeitet. Die meisten Sünder bringen, aus Ermangelung dieser Verfahrungsart, ihr Leben

ben damit zu, daß sie Gott beleidigen und beichten.

Die meisten Gewissensräthe lassen sich leider! zu vielen Kleinigkeiten herab. Man muß gestehen, daß viele Leute, welche andere leiten, selbst nöthig hätten, geleitet zu werden; und es sind fast immer die Weibsleute, welche sie verderben, indem sie eine solche Achtung gegen dieselbigen bezeigen, welche man nur Gott allein schuldig ist. Es dünkt ihnen, wenn sie denjenigen sehen, in welchen sie ihr Vertrauen gesetzt haben, er wäre wenigstens der Erzengel Gabriel. Es ist allerdings recht, daß man eine wahre Hochachtung gegen diejenigen hege, welche man um Rath fragt und daß man sie als die Orakel des Gesätzes anhöre; aber dieses darf nicht übertrieben werden.

Jeder Mensch, der immerfort bis zur Schwärmerey für seinen Gewissensrath eingenommen ist, kann überzeugt seyn, daß bey einer solchen Neigung viele menschliche Bewegungsgründe mit unterlaufen.

Wie heftig werden viele andächtelnde Scheinheilige, die, indem sie nur ihrem Gewissensrathe ergeben sind, Gott ergeben zu seyn glauben, erschrecken, wenn sie in ihrer Todesstunde aus dem Munde des Höchsten den Ausspruch des letzten Urtheils hören werden: da ihr mich nicht geliebt habt, so geht weg von mir, ich kenne euch nicht.

Dieß

Dieß soll in Ansehung der Gewissensräthe zittern machen. Ein guter Beichtvater soll ein ganz himmlischer Mann seyn, der die Seelen über den menschlichen Stand hinaufhebt und durchaus fodert, daß man solchen vergessen solle, um nur Gott allein anzugehören.

Es fehlet an einem guten Buche über die Gewissensleitung. Wir haben eine Menge solcher Bücher, welche nichts anders, als lauter allgemeine Materien, enthalten. Aber es gehörete, um ein solches zu verfertigen, erstlich der Geist Gottes, hernach eine grosse Kenntniß des menschlichen Herzens dazu; denn man kann nicht glauben, wie listig die Eigenliebe und tausend sinnliche Lüste sich hineindrängen, indem man indessen gewiß glaubt, daß es erhabene und des Anblicks des Ewigen würdige Empfindungen seyen. *X*, *XXX*, *CXXV*, *CLXXXI*. Brief.

Beichtvater der Klosterfrauen.

Ein Beichtvater der Klosterfrauen muß dieses Amt mit aller möglichen Klugheit und Christlicher Liebe versehen.

Das Sprachzimmer ist der Ort der unnützen Plaudereyen, der feinen Verläumdungen und der Ohrenbläserey; eine sichere Gelegenheit, Neid und Eifersucht zu erregen, woraus listige Ränke und Zusammenrottirungen entstehen, und das geringste Wort, das ge-

sagt wird, wird auf tausenderley Art ausgelegt. Der Beichtvater muß sehr selten in das Sprachzimmer gehen. Das Mittel, den unnöthigen gewissenhaften Zweifeln abzuhelfen, ist, solche zu verachten und höchstens nur zweymal anzuhören.

Es ist eine wichtige Sache, die Klosterfrauen daran zu gewöhnen, daß sie von nichts anderm sprechen, als von dem, was sie angeht. Sonst würden sie die Beicht ihrer Nachbarinnen ablegen. Die Hauptsorge des Beichtvaters ist, ununterbrochen daran zu arbeiten, den Frieden in allen Herzen zu unterhalten und unaufhörlich zu wiederholen, daß Christus nirgends, als in dem Schoose des Friedens, zu finden sey.

Wenn es gleich nicht rathsam ist, ein erstickendes Stillschweigen vorzuschreiben, so ist es doch zum wenigsten nothwendig, jene boshaften Unterredungen zu verbieten, in welchen man sich auf Kosten des Nächsten lustig macht.

Das weibliche Geschlecht erfodert Nachsicht in der Art, es zu regieren. Arme eingesperrte Nönnchen, bey welchen die Einbildungskraft arbeitet, müssen gelind behandelt werden, damit ihr Joch, welches durch die Last einer ewigen Einsamkeit schon schwer genug ist, nicht noch mehr erschweret werde.

Es giebt Gelegenheiten, da man sich mit Standhaftigkeit bewaffnen muß; sonst re-

giert

giert man nicht, sondern wird regiert. Für viele Klosterfrauen ist es eine Lüsternheit, denjenigen herumzuführen, der ihr Gewissen zu besorgen hat. Sie thun dieses auf eine so ganz fromme Art, ohne daß es schiene, als wäre es ihnen darum zu thun.

Das beste für einen Gewissensrath der Klosterfrauen ist, daß er sich sonst nirgends, als nur in dem Beichtstule, auf der Kanzel und an dem Altare sehen lasse. Man wird ihn um desto mehr in Ehren halten. Es giebt wenig Gewissensräthe und Klosterbeichtväter, die nicht viel dabey verlieren, wenn sie sich zu sehr bekannt machen. Es ist eine grosse Kunst, sich nur da zu zeigen, wo es nöthig ist. *XCVII.* Brief.

Beredsamkeit.

Wenn werden unsere Redner und unsere Prediger einmal lernen, daß die wahre Beredsamkeit weder in dem Witze, noch in den Worten besteht; sondern daß sie ein Ausdruck der Seele, ein Aufwallen des brennenden Herzens ist, welches Erstaunen erregt und die größten Wunder wirket?

Es giebt gewisse Augenblicke, da die grossen Redner keine Ausdrücke und keine Worte mehr zu haben scheinen, aus Furcht, studirte Wendungen möchten dem Erhabenen der Sachen nachtheilig seyn.

Man

Man zerbricht sich den Kopf, um beredt zu seyn, und aus dieser quälenden Marter entstehen lauter gezwungene Gedanken und lauter schwülstige Redensarten; da man hingegen einen goldenen Mund haben würde, wenn man sich der nachdrücklichen und kräftigen Sprache des Herzens überließe. *LXXV.* Brief.

Man sollte der wahren Beredsamkeit niemals müde werden; doch ist der Mensch so sonderbar, daß er sie satt wird; und eben deswegen sehen wir noch heute zu Tage, daß er einer seltsamen und kraftlosen Rede vor der rührenden Sprache der Redner aus dem vorigen Jahrhundert den Vorzug giebt. *LXXIV.* Brief.

Man findet fast in allen Büchern unserer Zeit nichts als zierlichen Prunk, und dieser ist noch sehr weit von der Beredsamkeit entfernt. Der zierliche Prunk gefällt, aber die Beredsamkeit reißt hin, und, wenn sie natürlich ist, so vermischt sie sich mit allen Schönheiten der Natur und des Genies, um sie in ihrem ganzen Lichte und nach aller Wahrheit vorzustellen. *LXXV.* Brief.

Bibliotheken.

Eine öffentliche Bibliothek ist eines der schönsten Denkmäler, das man hinterlassen kann, besonders wenn die Wahl der Bücher mit Ge-

schmack und auf eine für die Religion und für das Vaterland nützliche Art getroffen worden ist.

Die Menge der Schriftsteller, die neidisch und eifersüchtig darauf sind, sich berühmt zu machen, ist schuld daran, daß wir Büchersäle haben, die mit Wiederholungen, unnützem, abgeschmacktem und ungereimten Zeuge angefüllt sind. Jeder hat aus Eifer, sich in die Reihe der Schriftsteller zu drängen, um seine sonderbaren Einfälle oder seine Träume auszubreiten, dazu beygetragen, das Chaos von Werken zusammenzutragen, welches heute zu Tage in der ganzen Welt vorhanden ist.

Zur Ehre des menschlichen Geschlechtes wäre es zu wünschen, daß man auf sechstausend Bände in Folio (denn soviel wäre genug) alles dasjenige einschränkte, was bisher geschrieben worden ist, und daß man das übrige verbrännte, ausgenommen einige Auszüge, die man daraus in Duodez machen würde.

Der Cardinal Paleotti sagte mit Recht: „es gebe nichts schlimmers und nichts bessers, „als die Bücher; und wenn er die grosse Anzahl Werke in allen Fächern betrachte, welche „gegen die Sitten und gegen die Wahrheit „streiten, so finde er nichts so sehr entehrendes „für den menschlichen Verstand, als die „meisten Bibliotheken."

Es ist wahr, sie enthalten schwärmerische Systeme von ich weiß nicht wie vielen sogenannten Weisen, die sich nur durch Thorheiten berühmt machten; sie sind der Verwahrungsort einer unendlichen Menge so gefährlicher als seltsamer Meynungen, das Behältniß von Irrthümern, ärgerlichen Lehrsätzen und gottlosen Sachen, welche nur allein die Bosheit des menschlichen Herzens zu ersinnen fähig war.

Dieses wird einigermassen durch die vortreflichen Bücher, die wir besitzen und benutzen, wieder gut gemacht. Aber wie kränkend ist es für die Vernunft, so viele schlechte Sachen mit den guten vermischt zu sehen!

Man kann also nicht besser thun, als aus der zahlreichen Sammlung, die eine Bibliothek ausmacht, die unnützen und gefährlichen Werke ausmustern. Der Mensch ist an sich selbst schon unordentlich genug, ohne daß er noch nöthig habe, durch die Bosheit anderer aufgemuntert zu werden, seinen bösen Neigungen zu folgen. Es ist wahr, daß man sich das Gift selbst zu nutze macht, um wirksame Arzneymittel daraus zu ziehen; aber ein unzüchtiges oder gottloses Buch kann niemals die mindeste gute Wirkung hervorbringen.

Alles in der Welt zeigt sich unter zween verschiedenen Gesichtspuncten. Die Misbräuche stehen immer neben den besten Sachen. Die Klugheit bestehet darinnen, nicht dasjenige

nige zu behalten, was gar keine Schwierigkeiten hat, denn diese trifft man überall an, sondern was deren am wenigsten hat.

Ich lache zuweilen über die seltsame Art, wie man die Bücher in den Bibliotheken zusammenstellet. Da steht ein erhabener Schriftsteller neben einem mittelmäßigen Autor, und in der nemlichen Reihe findet man den weisesten und den ungereimtesten, den frömmsten und den gottlosesten Schriftsteller.

Die Bibliotheken sind eine unendliche Hülfsquelle und man müßte sich ganz der Unwissenheit gewidmet haben, wenn man die Vortheile derselben nicht kennete und nicht anpriese. Eine öffentliche Bibliothek ist ein Schatz für ein Land.

Aus dieser Ursache wäre zu wünschen, daß die Ordensgemeinden, welche vortrefliche Bibliotheken haben, solche den Wissensbegierigen öffneten. Dies wäre eine Schirmwache gegen den Müßiggang, welcher den Verstand sehr vieler Personen erstickt und sie in die größten Ausschweifungen stürzet. Ich habe von einigen jungen Leuten erfahren, daß sie ihre gute Aufführung und ihren Fleiß im Studiren den Bibliotheken zu verdanken hatten. Sie brachten darinn die mislichen Stunden zu, die man der Zerstreuung so wie der Belustigung widmet; und giengen von da niemals wieder heraus ohne einen neuen Eifer zum Studiren.

Indessen sind die Bibliotheken, wie die Apothekerschränke, in welchen das grausamste Gift unter den vortreflichsten Arznehmitteln aufbewahret wird. Auf dieser Unterwelt ist das Unkraut überall mit dem guten Gesäme vermengt. Glücklich ist derjenige, der das Gute von dem Bösen zu unterscheiden weiß. Das nemliche Werk enthält oft die größten Wahrheiten und die größten Irrthümer. Eben deswegen wäre es zu wünschen, daß geschickte Hände solche Bücher zergliederten und alles das, was sie gefährliches enthalten, wegwärfen.

Es ist also nöthig, daß die Bibliothekare aufmerksam darauf seyen, nicht alle Bücher ohne Unterschied wegzuleihen. Die Klugheit erfodert in diesem Stücke die größte Behutsamkeit.

Die guten Bibliotheken sind für eine Seele, die ihre Bedürfnisse kennet und sich zu sättigen verlangt, eine herrliche Tafel, wo sie das Genie der berühmtesten Schriftsteller mit gierigen Zügen kostet und ganz davon eingenommen wird. Man hängt gar nicht mehr an der Erde an, wenn man gewisse Werke gelesen hat und an den erhabenen Wissenschaften Geschmack findet. *CXL.* Brief.

Bischoff.

Ein Bischoff ist in die Reihe der Apostel versetzt. Dies ist genug gesagt, um ihm zu zeigen,

zeigen, daß er seine Erhöhung zu nichts anders anwenden solle, als um wirklich der Diener aller zu seyn, und daß er durch nichts anders schimmern solle, als durch den Glanz seiner Tugenden.

Es giebt keine Würde auf der Erde, die in den Augen des Glaubens fürchterlicher ist, als die Bischöfliche Würde. Ein Bischoff lese oft, was zu den in der Offenbarung Johannis angeführten Bischöffen gesagt wird, und er zittre. Er muß Tag und Nacht für die Heerde Christi wachen; denn er muß vor dessen Richterstule von jedem verirrten Schaafe Rechenschaft geben. Er muß von neuem aufleben, um niemals müde zu werden, sich vervielfältigen, um überall zu seyn; und sich in die Einsamkeit absondern, um zu studiren und zu beten.

Es giebt für die Bischöffe zwey Dinge, die so unglaublich nothwendig sind, daß sie keine würdige Bischöffe seyn können, wenn sie dieselbigen nicht in einem ausnehmenden Grade besitzen; die **Reinigkeit**, welche sie den Engeln selbst ähnlich machen muß, und welche Anlaß dazu gegeben hat, daß ihnen dieser Name in der heiligen Schrift beygelegt worden ist, wie solches aus den erstern Kapiteln der Offenbarung Johannis erhellet; und die **Wissenschaft**, welche ihnen selbst in dem Evangelio die Ehre verdienet, das Licht der Welt genannt zu werden.

Als untadelhafte Menschen, dürfen sie nicht einmal den mindesten Verdacht in Ansehung der Sitten auf sich kommen lassen; und noch überdies sind sie verpflichtet, die andern vor dem Verderben zu bewahren, und eben deswegen werden sie das Salz der Erde genannt.

Als Gelehrte müssen sie das Aug der Blinden, der Fuß der Hinkenden, das Licht der Welt seyn. Es ist nicht genug, daß ein Bischoff Tugenden besitze und daß er einsichtsvolle Männer um Rath frage, um zu wissen, was er thun soll; er muß selbst das Gute von dem Bösen, die Wahrheit von dem Irrthume zu unterscheiden wissen; denn er ist Richter über die Lehre und über die Sitten, und, wenn er die Fähigkeit zu urtheilen nicht besitzt, so wird er auch die Fähigkeit zu regieren nicht besitzen und sich hintergehen lassen.

Ein Bischoff soll also gründlich unterrichtet seyn und alles mit eigenen Augen sehen; dies ist durchaus nothwendig, um sich nicht von scheinheiligen Heuchlern noch von zänkischen Anklägern hintergehen zu lassen.

Der heilige Paulus will, daß ein Bischoff unsträflich, mäßig, keusch, friedfertig seyn und nicht leben soll, wie jene Christen, deren Geschichte vollkommen mit der Geschichte des reichen Mannes übereinstimmt, da sie in Purpur und köstlicher Leinewand gekleidet sind, alle Tage herrlich und in Freuden leben, und

den

den Armen Lazarus vor ihrer Thüre verschmachten lassen.

Der heilige Petrus verbeut ihnen, über die Geistlichen zu herrschen; denn der Geist Christi ist kein Geist der Herrschsucht, sondern ein Geist der Sanftmuth und der Demuth; so daß ein Bischoff die Pfarrer und Seelsorger als seines Gleichen in der Ordnung der christlichen Liebe ansehen soll, ob sie gleich nach dem Kirchenregimente unter ihm stehen. Sein Haus muß ihre Herberge seyn.

Ein Bischoff soll nicht leichtlich die Verkündigung des Wortes Gottes versäumen und sich erinnern, daß der heilige Paulus sagt, daß er nicht gesandt worden sey, zu taufen, sondern zu predigen. Er muß es also einzurichten suchen, daß er von Zeit zu Zeit alle Sacramenten austheile, um der Gemeinde seines Kirchsprengels zu zeigen, daß er in kranken, so wie in gesunden Tagen; bey ihrer Geburt, so wie bey ihrem Tode, ganz ihr zugehöre.

Vor allen Dingen besuche er den ihm anvertrauten Bezirk fleißig, und sey dafür besorgt, daß seine Besuche keine schreckende Stürme, sondern ein wohlthätiger Thau seyen, der Muth und Fruchtbarkeit errege.

Wenn er von ungefehr findet, daß einer seiner Mithelfer gefehlt hat, so bedecke er ihn mit dem Mantel der christlichen Liebe, um ihn mit Sanftmuth zu seiner Pflicht zurückzu-

 führen,

führen, und das Aergerniß, soviel möglich ist, geheim zu halten; wenn es ein Verbrechen ist, so suche er ihn heimlich dazu zu bewegen, daß er seine Stelle verlasse und mache ihm, ehe er diesen Entschluß gefaßt hat, eine Versorgung aus.

Er lasse nicht zu, daß man den frommen Eifer der Glaubigen mit falschen Legenden nähre und denselbigen mit kindischen Andächteleyen unterhalte; sondern er wache darüber, daß man sie lehre, immerfort ihre Zuflucht zu Christo, als unserm alleinigen und einzigen Mittler zu nehmen und die Heiligen nur um seinetwillen zu verehren. Die Lehre ist ihm anvertrauet; und er muß wissen, was man lehret.

Er ertheile die Weihungen nicht leicht, um desto mehr, da, wenn es voll überflüßiger Priester wimmelt, solche ihre Unwissenheit und ihr Elend bis zu den fremden Nationen schleppen und die Priesterliche Würde entehren.

Er ertheile die geistlichen Pfründen nur dem erkannten Verdienste und besonders der Wissenschaft und der Frömmigkeit, wenn es um solche Pfründen zu thun ist, mit welchen die Seelsorge verbunden ist. Derjenige, welcher schon seit langer Zeit gearbeitet hat, muß dem Neueingeweiheten vorgezogen werden. Ein Bischoff ehret sich selbst, wenn er solche Leute ehret, deren Leben eine immerfort anhaltende Arbeit ist.

Zur

Zur Mithülfe in der Regierung seines Kirchsprengels muß er lauter solche Leute annehmen, die in dem Kirchendienste grau geworden sind, und deren Alter sowohl als ihre Tugenden Ehrfurcht erwecken. Man verachtet einen Bischoff, der lauter junge Leute zu Gesellschaftern und zu Rathgebern hat, indem sie ihn jeden Augenblick in Verlegenheit setzen können. Der Pabst hat nur einen einzigen General-Vicarius, und folglich wird es einem blosen Bischoffe mit einem einzigen genug seyn.

Der Titel: Euer Gnaden sey der geringste unter allen seinen Titeln; die Titel: Vater und Diener müssen ihm viel werther seyn; denn die Gestalt dieser Welt vergeht und alle vornehme Ehrentitel mit ihr.

Endlich behalte er mitten im Genusse der Reichthümer und der Ehre nur soviel für sich, als dazu nothwendig ist, seine Bedürfnisse zu befriedigen und die ihm schuldige Ehrfurcht zu erhalten; der heilige Paulus schränkte seinen Leib zur Dienstbarkeit ein, und jeder Christ soll sich kasteyen.

Vor allen Dingen halte er seine Residenz, als welches man ihm nie zu oft wiederholen kann. Ein Hirt, der sich ohne Ursache von seiner Heerde entfernet, hat nicht das Recht, zu essen. Dieß sind schreckliche Wahrheiten; aber da es nicht in unserer Gewalt steht, sie abzuändern, so müssen wir uns denselbigen unterwerfen, oder unserm Amte entsagen.

Die Armen müssen seine Freunde, seine Brüder und sogar seine Tischgenossen seyn; er kann nicht zuviel geben. Das Allmosen ist eine der vornehmsten Pflichten eines Bischoffes und er muß solches in den Gefängnissen, in den Häusern, auf den öffentlichen Plätzen, kurz, überall austheilen, um dem Beyspiele unsers Göttlichen Heilandes zu folgen, welcher in den Tagen seines sterblichen Lebens niemals aufhörete, Gutes zu thun. Aber vor allen Dingen gebe er mit Freuden, hilarem datorem diligit Deus, und er gebe auf solche Art, daß er selbst dürftig werde.

Was seine häuslichen Beschäftigungen betrift, so muß er seine Zeit in das Gebet, in das Studiren und in die Beherrschung seines Kirchsprengels austheilen. Man wird es nicht müde, die Schrift und die Kirchenväter zu lesen, wenn man den Werth derselbigen kennet, wenn man keine zerstreute Lebensart führet, und wenn man weiß, daß die Bischöfliche Würde kein weltliches Amt, sondern eine fürchterliche Last ist.

Er höre jedermann an, er sey leutselig, nach dem Beyspiele unsers Göttlichen Meisters, welcher die kleinsten Kinder zu sich kommen ließ und mit der größten Güte zu ihnen sprach. Er gehe öfters unter den Mitgliedern seines Kirchsprengels, welche irgend ein Unglück erlitten haben, herum, um ihnen Hülfe und Trost zu verschaffen. Es ist ein verhaßtes

Ding um einen Bischoff, der nur die reichen und vornehmen Leute seines Kirchsprengels kennet. Die geringen murren darüber und sie haben Recht; denn oft sind sie in den Augen Gottes die schätzbarsten Menschen.

Wenn irgend ein Streit unter den Einwohnern seiner Bischöfflichen Stadt entsteht, so suche er sogleich solchen zu vermitteln und beyzulegen. Ein Bischoff muß nur die Streitsachen anderer Leute kennen und daran arbeiten, solche zu einem gütlichen Vergleiche zu bringen.

Er forsche und prüfe selbst diejenigen Geistlichen, welche sich zu den Weihungen vorstellen, und er sey sorgfältig darauf bedacht, daß man niemals kindische oder solche Fragen an sie thue, die keine Beziehung auf dasjenige haben, was sie wissen sollen.

Er sey wachsam darauf, daß seine Beichtväter die Regeln des heiligen Carolus in dem Richterstuhle der Busse beobachten.

Er gewöhne sich nicht daran, seine Kirche, unter dem Vorwande der Geschäften, nur selten zu besuchen. Die Leute sind mit solchen Gründen nicht zufrieden; sie wollen erbauet werden; und wer soll denn beten, wenn es ein Bischoff nicht thut?

Ein Bischoff, der ein so vollkommenes Leben geführt hat, wird sich in der Stunde seines Todes mit einer Menge guter Werke umgeben sehen. Sie folgen uns bis in die Ewigkeit nach, dahingegen Pracht, vornehmer Stand

und Ehrenstellen sich in der Nacht des Grabes verlieren und eine schreckliche leere Lücke in der Seele zurücklassen. *LXXII.* Brief.

Ein Bischoff hat, als Bischoff, ein unstreitiges Recht über die Lehrart und kann ihr eine Form nach seinem Gutbefinden geben. *LXVI.* Brief.

Bücher.

(alte und vergessene Bücher.)

Es giebt tausend alte Scharteken, die weiter zu nichts mehr, als zum Staub und zur Vergessenheit bestimmt zu seyn scheinen, und die man aufs beste benutzen könnte, wenn man alle Gedanken daraus beybehielte und sie mit neuen Ausdrücken bekleidete. Wir haben sehr viele Schriftsteller, die sich in diesem Falle befinden, und die, weil sie alt geworden, nur noch einigen Gelehrten bekannt sind; auch haben diese oft weiter nichts, als nur die Titel davon gelesen.

Man müßte oft Foliobände auf Duodezbände einschränken, weil unsere Väter besonders die Gabe hatten, bis zum Ermüden weitläuftig zu seyn; und alsdann müßte man nicht nur solche Leute dazu gebrauchen, die blos der Schreibart mächtig sind, sondern solche, die zugleich Wissenschaft und Geschmack besitzen. *CXL.* Brief.

(fremde

(fremde Bücher.)

Es wäre ein vortrefflicher Entwurf, wenn er ausgeführt werden könnte, nemlich die in einer fremden Sprache verfertigten Bücher zu übersetzen, um sie nützlich, beliebt und bekannt zu machen, um somehr, da die fremden Nationen immer grosse Genies und sehr gelehrte Leute gehabt haben.

Dieß ist eine Arbeit, die ein Privatmann nicht unternehmen kann, aber wozu die Staaten irgend eine Klostergemeinde anhalten könnten. *CXL.* Brief.

(böse, gottlose Bücher.)

(Ursprung derselben.)

Es gibt keine so heftige Ungewitter als die Ausschweifungen des menschlichen Verstandes, wenn er keine Schranken mehr kennet. Alsdann sieht man nichts mehr als schreckliche Wolken, von einigen Blitzen durchschlängelt, welche die Unwissenden für ein helles und reines Feuer halten, die aber nur verblenden, und sehr oft auf Irrwege führen. Wie viele Bücher sind nur bey dem Schimmer dieses betrügerischen Feuers geschrieben worden, welche man doch uns als Meisterstücke vorzulegen sich untersteht!

Wenn die Schriftsteller dafür besorgt wären, einige Augenblicke den leidigen und dauerhaften

haften Folgen eines Werkes, welches der Religion und den Sitten zuwider ist, nachzudenken, so würden sie sehen, daß es ein Saame des Todes ist, der die bittersten Früchten tragen wird, und je besser das Buch geschrieben seyn wird, desto mehr Leser wird es anstecken.

So gar die Widerlegung selbst, so man dagegen vornehmen kann, ist immer gefährlich, weil sie ein solches Buch kennen lehret und das Verlangen erregt, sich es zu verschaffen, aus der Ursache, wie Horaz sagt, weil man alles dasjenige liebt, was verboten ist.

Jeder Mensch, der an einem Werke arbeitet, muß niemals vergessen, daß er unter den Augen eines unbegreiflichen Wesens schreibt, welches aber immer gegenwärtig und immer thätig wirkend ist; eines Wesens, von welchem man nicht anders reden kann, als mit der Vorsicht, welche die von ihm selbst vestgesetzte Verehrung erfodert. Aber man handelt, wie unser erster Vater; man glaubt, daß man durch die Berührung des verbotenen Baumes dem Ewigen gleich kommen werde, und man ist so dummstolz und bildet sich ein, daß man sich einen unendlichen Ruhm erwerben werde, wenn man die Macht Gottes selbst verkennet. Und warum sollte man unter die Reihe der Weisen gesetzt werden, wenn man es wagt, über einen Abgrund hinaus zu springen, und warum sollte man für einen Philosoph und für einen Schriftsteller vom ersten Range gehalten

halten werden, wenn man die Tiefe der Gottheit ergründen will?

Dieß hat alle die schlechten Bücher gezeugt, über welche wir seufzen, und die rasende Hitze war desto heftiger, da die Leidenschaften selbst die Feder ergriffen haben, um Laster und Irrthümer zu verewigen; gerade als wäre es noch nicht genug, daß der Mensch an sich selbst verderbt sey, und als wäre es nothwendig, daß er noch andere ansteckte. *CXL.* Brief.

Christus.

Christus ist der Urgrund und der Endzweck aller Dinge, der Schlüssel zu allen Geheimnissen der Gnade und der Natur, so daß es nicht zu verwundern ist, daß man sich in tausenderley Systemen verirret, wenn man diesen erhabenen Compaß nicht hat. Ich kann Ihnen von nichts, weder in dem Physischen noch in dem Moralischen, Gründe angeben, schrieb der berühmte Cardinal Bembo an einen Philosoph seiner Zeit, wenn Sie Christum nicht annehmen. Selbst die Erschaffung dieser Welt ist unauflöslich, unbegreiflich und sogar unmöglich, wenn sie nicht für das Wort, so Fleisch geworden, gemacht worden ist; denn Gott kann in allem, was er wirket, keinen andern Gegenstand haben, als das Unendliche. Deswegen wird Christus von dem heiligen Johannes das A

und

und O, der Anfang und das Ende genannt, und deswegen sagt uns der Apostel: per quem fecit & secula.

Wenn man diesen Gottmensch gründlich, in soweit ein Geschöpf dazu fähig ist, studirt, so wird man in ihm alle Schätze der Wissenschaft und der Weisheit finden und ihn als den ersten Ring an der Kette bemerken, welche alle sichtbare und unsichtbare Dinge zusammenverbindet; man wird ihn für jenen Göttlichen Hauch erkennen, welcher Gerechtigkeit und Heiligkeit in den Herzen aufkeimen läßt.

Der Unglaubige wird niemals auf eine befriedigende Art antworten können, wenn man ihn fragt, wer der Christus sey, der Mensch, welcher zugleich so gering und so göttlich, so erhaben und so demüthig, so rein in seinem ganzen Lebenslaufe, so groß in dem Augenblicke seines Leidens und so großmüthig in seinem Tode gewesen ist. Indessen muß man hier ohne Ausflüchte antworten. Ist er nur ein Mensch, so ist er ein Betrüger, denn er hat gesagt, er wäre Gott, und sobald dieses ist, was wird alsdann aus seinen erhabenen Tugenden, was wird aus seinem Evangelium werden, welches verbeut, das mindeste zweydeutige Wort zu gebrauchen; und wie soll man Rechenschaft von seinen und seiner Jünger Siegen in allen Welttheilen geben? Ist er aber ein Gott, was muß man von der Religion und von denjenigen denken, welche gegen dieselbige streiten?

Ach!

Ach! dieß muß man kennen, dieß muß man tief ergründen, vorzüglich vor allen weltlichen Wissenschaften. Die Wissenschaften werden aufhören: linguæ cessabunt, scientia destruetur; und nur die Kenntniß Christi wird oben über dem Abgrunde schwimmen, der die Zeiten und die Elementen verschlingen wird. *CXIX.* Brief.

Diener.

(Diener des Evangelii, Weltgeistliche oder Ordensgeistliche.)

Je mehr die Anzahl der Unglaubigen zunimmt, desto aufmerksamer müssen die Diener des Evangelii darauf seyn, die Religion durch ihre Neigung zum Studiren und durch die Reinigkeit ihrer Sitten verehrungswürdig zu machen.

Sie dürfen sich niemals ein einziges Wort erlauben, das man gegen die Religion oder gegen die Sitten auslegen könnte. Sogar diejenigen, welche ihnen ihren Beyfall dem äusserlichen Scheine nach geben würden, würden sie wirklich im Herzen verachten, als ungetreue Diener, die ihres Herrn spotten, dessen Brod sie essen und dessen Kleid sie tragen.

Sie müssen bedenken, daß die Kirche zu allen Zeiten ihre Diener unaufhörlich gewarnt hat, daß sie kein Recht haben, von den Gü-

tern, welche sie besitzen, mehr zu nehmen, als das blose Nothwendige und daß das Uebrige den Armen gehöre. Ein Priester, der das Geld lieb hat, und besonders ein Ordensgeistlicher, der das Gelübde der Armuth geschworen hat, ist ärger, als der böse reiche Mann selbst, und verdient, noch schärfer gestraft zu werden. Es ist etwas abscheuliches, wenn man einen dem HErrn geweiheten Mensch Schätze sammeln und mit Gold umringt sterben sieht. Ein Diener des HErrn ist ein Todschläger, sagt der H. Bernhardus, so oft als er einem Armen, der Hunger leidet, zu Hülfe kommen kann und diese wichtige Pflicht nicht erfüllet.

Uebrigens sollen sie gesellig seyn und die Herzen ihrer Pfarrkinder durch viele Höflichkeit zu gewinnen suchen; so daß man merke, daß die wahre Frömmigkeit sie regiere, und nicht die üble Laune.

Sie sollen sich in keine weltliche Geschäften beyzulemischen, als nur um Streitigkeiten beyzulegen und Frieden und Einigkeit wieder herzustellen. Sie müssen dabey sich erinnern, daß der heilige Paulus jedem Diener des Herrn untersagt, sich in die nähern Umstände zeitlicher Angelegenheiten zu mischen. Ein der Welt abgestorbener Mensch muß sich nicht mehr mit der Welt beschäftigen. Jeder Orden, der diesen Grundsatz nicht befolgt, wird früh oder spät untergehen; so wie jeder listige Mönch, der sich in Familien eindrängt, um

die Geheimnisse derselbigen zu erfahren, Ehen oder letzte Willensverordnungen darinn zu stiften, eben so verachtungswürdig, als gefährlich ist. *XXI. XXIII. XLV.* Brief und von dem Geiste der Kirche. *VI.*

Ehe.

Die Ehe ist der natürliche Stand aller Menschen; es ist eine Ausnahme von der Regel, wenn man sich von demselbigen losſprechen läßt. *LV.* Brief.

Die Ehe bewahret, wenn sie mit reinem Herzen vollzogen wird, die jungen Leute von sehr vielen Klippen. Die Religion und die Vernunft müssen dabey mehr zu Rathe gezogen werden, als die Neigung; denn es ist um einen Stand zu thun, der das ganze Leben hindurch dauret. Selten sieht man, daß solche Heyrathen, welche keinen andern Bewegungsgrund haben, als die Liebe, gut ausfallen. *XXX.* Brief.

Ehrenstellen.

Wie kann man doch denjenigen, welche Ehrenstellen erhalten, Glück dazu wünschen? Es ist eine Sklaverey mehr, welche man mit allem dem Elende des menschlichen Lebens verbinden muß, und die desto mehr zu befürchten ist, da sie Stolz einflößt. Der Mensch

ist dadurch schon unglücklich genug, daß er kleine Ehrenstellen, die nur eine Rinde sind, für sein Hauptwerk nimmt, und darüber eine unsterbliche Seele vergißt, um sich an eingebildeten Vorzügen zu erfreuen, die nur einige Tage lang dauern. Sogar bis in den Klöstern, wo alles uneigennützig, in der größten Selbstverläugnung und Demuth zugehen sollte, ist man stolz auf einige vorzügliche Ehrenstellen, gleichsam als wenn man die Regierung eines Königreiches dadurch erhielte. *XXXII.* Brief.

Man muß vor allen Dingen jenen Stolz scheuen, der so fein ist, daß er uns bald gewinnt und an sich zieht. Wir müssen hingegen das Nichts betrachten, welches in uns ist und welches uns umgiebt; dieß ist das beste Mittel, die Eigenliebe zu vertreiben.

Die Ehrenstellen sind Fallstricke, die man mit glänzendem Schimmer überzogen hat, damit andere sich dadurch fangen lassen sollen. Wenigen Leuten ist es recht bekannt, wie unangenehm ein grosser und vornehmer Stand ist. Man ist nicht mehr sein eigen, und man mag handeln, wie man will, so hat man Feinde. Die Grösse hat wirklich ihre Wolken, ihre Blitze und ihre stürmenden Wirbelwinde, so wie das Ungewitter. *CX.* Brief.

Man ist über alle Ehrenstellen erhaben, wenn man wahrhaft tugendhaft ist. Nur

durch

durch unsere Seele haben wir einigen Werth vor Gott. Da der HErr uns nach seinem Bilde und ihm ähnlich erschaffen hat, so hat er uns mehr gegeben, als alle Ehrenstellen der *Welt uns* geben können. Nur aus diesem Gesichtspuncte müssen wir uns ansehen, um *uns* wahrhaft groß zu finden.

Die Ehrenstellen, so schimmernd sie auch seyn mögen, sind nichts in solchen Augen, die zum Glücke gewohnt sind, nichts anders, als die Ewigkeit anzublicken. Diese Aussicht macht, daß die grossen Gegenstände der Welt bis zum Erstaunen klein werden. Keine Eminenz und keine Durchlaucht kann eine Vergleichung gegen ein unsterbliches Leben aushalten, in welchem man nichts Grosses wahrnimmt, als Gott allein.

Die *Ehrenstellen sind nichts anders*, als ein *paar Syllben* mehr zu einer Grabschrift; und da derjenige, welchen man begräbt, noch sogar unter den Innschriften erniedrigt ist, welche man auf seinem Grabmaale ließt, so hat er *gar keine Ursache*, stolz darauf zu seyn.

Eine neue Würde ist immer eine neue Last, welche eine Menge Pflichten auferlegt. Da giebt es eben soviele Pflichten zu erfüllen, als Umstände, in welchen man ohne die mindeste Menschenfurcht reden muß. *CVII.* Brief.

Gott lehret oft auf eine schreckliche Art das Nichts der höchsten Ehren mitten in den erhabensten Würden selbst kennen, indem er die

Grossen mit Galle und mit Wermuth tränkt. *CLXXXIII.* Brief.

Glücklich ist derjenige, der die Grösse nur in der Ferne erblickt, wie einen Berg, auf welchen man nicht steigen möchte! *XC.* Brief.

Eifer.

(Eifer und Mässigung, mit welcher man die Religion vertheidigen soll, dem falschen Eifer entgegen gesetzt.)

Man hat in den verschiedenen Zeitaltern der Welt die Patriarchen und die Propheten, die Apostel und die Martyrer gesehen, wie sie mit dem Verluste ihrer Güter, ihrer Ruhe, sogar ihres Lebens die heilige Religion behaupteten, mit welcher ihre Herzen erfüllt waren. Sie begehrten nicht den Tod der Sünder und der Gottlosen, sondern sie gaben sich selbst in den Tod, um die Rechte der Religion in ihrem Ansehen zu erhalten, indem sie wohl wußten, daß sie sich nicht anders, als mit Sanftmuth und Liebe ankündigen soll.

Wenn das alte Gesetz die Uebertreter oft mit der Todesstrafe getroffen hat, so ist solches geschehen, weil ein mitten unter Blitz und Donner gegebenes Gesätz des Schreckens dazu gemacht war, Furcht einzuprägen, und weil das Jüdische Volk nöthig hatte, durch ausser-

ordentliche Züchtigungen erweckt zu werden; aber das neue Gesetz, welches auf dem Calvariberge durch das Blut des Gottmenschen selbst, welcher für seine eigenen Henker bittet und für seine Feinde stirbt, aufkeimte, lehret alle Menschen, daß das Christenthum das wahrhafte Werk des Friedens, der Sanftmuth und der Liebe ist; daß man Christo nicht angehören kann, wenn man von einem Geiste des Hasses und der Verfolgung angetrieben ist; daß man, um nach den Regeln des Evangeliums eifrig zu seyn, die Wahrheit und den Irrthum einander nicht gleich setzen müsse; sondern daß es nothwendig ist, diejenigen, welche gegen die Moral und die Lehrsätze streiten, durch Beyspiele und Unterricht wieder auf den rechten Weg zu bringen.

Christus hat uns die besten Regeln, die man in Ansehung des Eifers geben kann, durch die Art vorgeschrieben, wie er sich gegen die Saducäer und gegen die Publicanen betragen hat. Er aß mit den einen, er dultete die andern, und er war nur gegen die Schriftgelehrten und die Pharisäer streng; weil sie sich einzig und allein an die äussere Gestalt des Gesätzes hielten und den Geist desselbigen nicht inne hatten; sie nahmen sogar daher Gelegenheit, alle diejenigen zu verachten und zu hassen, welche ihre nichtsbedeutenden Andächteleyen nicht ausübten, und ungestraft sich ihrer eigenen Verdienste zu rühmen.

Wenn alle Diener des Evangeliums dafür besorgt gewesen wären, Christum sich zu ihrem Muster zu nehmen, so würde man keine übertriebene Ausschweifung in dem Schoose der Kirche gesehen haben, und die Feinde der christlichen Religion würden niemals in dem Falle gewesen seyn, ihr den ungerechten Vorwurf zu machen, daß sie eine Verfolgerinn sey.

Man würde den falschen Eifer niemals gekannt haben, wenn man die Toleranz, welche die Personen verträgt, von jener, welche die Irrthümer dultet, zu unterscheiden gewußt hätte. Wenn man die Kirche aufrichtig lieb hat, so sucht man weder mit der Nachläßigkeit noch mit dem Irrthum einen Vermittelungsvergleich zu treffen; aber man hegt niemals Zorn noch Haß, nicht einmal gegen diejenigen Personen, die am eigensinnigsten auf ihren falschen Meynungen beharren. Man entschuldigt sie nicht, aber man bedauert sie; und, anstatt sie zu fliehen, suchet man vielmehr, durch Sanftmuth und Ueberzeugung ihr Vertrauen zu gewinnen und sie so weit zu bringen, daß sie ihre Irrthümer eingestehen.

Wenn man einen Mensch zwingt, wider seinen Willen eine Religion anzunehmen, die er verwirft, so macht man sich strafbar in den Augen des HErrn; denn es ist nicht erlaubt, die Gewissen zu quälen. Betrachtungen über den Eifer.

Man bekehret weder durch Schmähworte, noch durch einen allzuheftigen Eifer. Weitläuftiges, unbestimmtes und beleidigendes Geschwätz heißt keine Gründe; schmähende Strafpredigten entehren die Heiligkeit unsers Dienstes und bringen die Feinde der Wahrheit nur auf. Dieß war weder die Sprache der Apostel, noch die Sprache Christi. Es gehöret Einsicht, Ordnung und genaue Richtigkeit dazu, Leute, die in der sophistischen Kunst geschickt sind, zu bestreiten. Man muß Beyspiele, Gründe und mäßige Bescheidenheit zeigen, und mit dem Geständnisse anfangen, daß die Religion wirklich unbegreifliche Geheimnisse habe und daß man nicht alles erklären könne. Man muß die Lehrsätze mit den grossen Beweisen, welche die Wahrheit derselben bestätigen, vortragen, und keine andere Waffen gebrauchen, als die Sanftmuth, die Vernunftschlüsse und die Stärke der Zeugnisse.

XXI. Brief und Betrachtungen über das Predigen.

Alle Heiligen waren weit entfernt von allem, was Partheygeist heißt, und von allem, was Unwillen oder Eigensinn heißt. Sie höreten nichts anders an, als die Religion, wenn sie sich mit den Ketzern und sogar mit den Gottlosen in Geschäften einlassen mußten. „Laßt uns diejenigen beklagen, welche sich verirren, (sagte der heilige Augustinus) laßt „uns suchen, sie wieder zu ihrer Pflicht zu-

„rückzuführen; aber laßt uns ihnen niemals „Gelegenheit geben, sich über uns zu beklagen; „denn wir sind nicht geschickt worden, zu schla„gen, sondern zu unterrichten und mit Sanft„muth und mit Standhaftigkeit Fehler zu „verweisen.“ Von dem Geiste der Kirche.

Die Sache der Religion ist so schön zu behaupten, sie, die zu ihrer Vertheidigung alle Zeugnisse des Himmels und der Erde vor sich hat, so daß man sie nie anders als mit mäßiger Bescheidenheit vertheidigen muß. Sie erhält sich von sich selbst, so daß sie, um Ehrfurcht zu erhalten, nicht nöthig hat, sich anders zu zeigen, als mit ihren Beweisen, ihrer Lehre, ihren Werken und ihrer Sanftmuth. *XII.* und *XXI.* Brief.

Ursachen, welche den falschen Eifer erregen.

1) Der falsche Eifer kömmt von den Zänkereyen her, deren Ursache fast immer der Stolz ist. Unter dem Vorwande, die Sache Gottes und der Kirche zu vertheidigen, sucht man sich selbst zur Absicht.

2) Man hält oft die Wallungen eines aufbrausenden Blutes oder einer überspannten Einbildungskraft für einen wahren Eifer. Dieß ist so gewiß wahr, daß Menschen, die wenn sie noch jung sind, einen ungestümmen Eifer besitzen, zwanzig Jahre hernach gänzlich nachlas-

nachlassen, weil das Alter anfängt, sie zu erkälten.

3) Die Vorurtheile sind eine andere Ursache der Schwärmerey. Wenn wir nicht Achtung geben, so fassen sie so sehr Wurzel in uns selbst, daß sie zu unserer eigenen Natur werden, und daß, wenn man uns zum Unglücke überredet hat, eine blose Schulmeynung sey ein Glaubensartikel, wir unser Leben aufopfern werden, um solches zu behaupten. Dieß hat man in jenen Jahrhunderten der Unwissenheit gesehen, da man einander, besonderer Meynungen wegen, welche nicht die Meynungen der allgemeinen Kirche waren, verfluchte und erwürgte.

4) Der Eigensinn verursachte zu allen Zeiten ein desto gefährlichers Uebel, da sich oft eine Frömmigkeit damit verband, deren äusserliches Ansehen einnehmend war.

5) Oft kömmt der Geist der Intoleranz und der Verfolgung von einer gänzlichen Unwissenheit her; man läßt sich von Blinden leiten und man fällt mit ihnen. Dieser Fehler kann nicht entschuldigt werden bey den Dienern eines Gottes, der denjenigen, welcher die Führer seines Volks seyn sollen, befiehlt, das Licht der Welt zu seyn. Man muß zwischen der Unwissenheit und der Einfalt einen grossen Unterschied machen. Die Unwissenheit zieht viel Uebels nach sich, besonders wenn sie sich zur Schwärmerey neiget, alsdenn höret

ret man nichts mehr an, als sich selbst; und da man nichts weiß, so thut man das Böse, ohne es wahrzunehmen.

6) Der Partheygeist ist um so gefährlicher, da er alle Gestalten, sogar auch den äusserlichen Schein der Frömmigkeit, annimmt, um seine Tyranney auszuüben. Diejenigen, welche von demselbigen besessen sind, suchen eigentlich nichts anders, als nur zu herrschen. Was sie antreibt, wenn sie Widerstand finden, ist nicht das Beste der Religion, welches sie wenig rühret; sondern ihr Stolz, der sich beleidigt findet. Der Partheygeist ist es, welcher macht, daß Erleuchtete sich für Inspirirte ausgeben, und daß Schwärmer sich als Martyrer ankündigen. So waren die Oberhäupter der Secten; so waren ehedessen in dem Schoose der Kirche selbst die Personen, welche von einem falschen Eifer für Dinge, die den Glauben nichts angiengen, angetrieben waren.

Der falsche Eifer ist gefährlicher, als der Unglauben selbst. Man kann gar keine Menschenliebe von einem Schwärmer erwarten, welcher dadurch, daß er uns seinem Hasse aufopfert, ein Gott angenehmes Werk zu thun glaubt. Betrachtungen über den Eifer.

Eifersucht.
(und gelehrter Streit.)

Das Studiren befreyet uns nicht von den mit dem menschlichen Geschlechte verknüpften Schwach-

Schwachheiten; indessen sollten doch die Gelehrten das Beyspiel der Bescheidenheit angeben und dem Pöbel die Zänkereyen und die neidische Eifersucht überlassen.

Jedes Jahrhundert hat gelehrte Streitigkeiten hervorgebracht, die so wohl für die Vernunft, als für den Verstand sehr demüthigend sind. Das Verdienst des einen ist nicht das Verdienst des andern, und man sieht nicht, warum der Neid so eifrig darauf ist, diejenigen zu verschreyen, welche in einem guten Rufe stehen. Es wäre besser, in seinem Leben nichts gelesen zu haben, als den mindesten Haß gegen einen Schriftsteller zu hegen. Wenn er gut schreibt, so bewundere man ihn; schreibt er schlecht, so entschuldige man ihn und stelle sich vor, er habe sein Bestes gethan.

Je mehr es kleine Geister giebt, die sich in die Klasse der Schriftsteller eindrängen, desto mehr giebt es Haß und Streitigkeiten. Die Menschen, die Genie haben, sind den Doggen gleich, welche die Beleidigungen der kleinen Hunde verachten. Man antwortet den Kritikern nicht, wenn man wahrhaft groß ist. Die Kunst, zu schweigen, ist die beste Art, auf Satyren zu antworten.

Die Litteratur ist den Scharmützeln mehr unterworfen, als die Wissenschaften, weil sie keine so grosse Anstrengung erfodert. Die Gelehrten vertiefen sich in dem Studiren und haben keine Ohren, um das Geschrey und das

Gemurre der Eifersucht zu hören, da indessen die Bellettristen, wie leichte Truppen, sich auf alle Seiten hinausbreiten und immer aufpassen, um alles zu wissen.

Daher kömmt es, daß die Franzosen sich ziemlich oft in ihren Schriften auf die verhaßteste Art herumschlagen, weil sie gemeiniglich weit mehr Bellettristen, als Gelehrte haben. Ihr angenehmer und leichter Witz reißt sie mehr auf die Seite der schönen Wissenschaften hin, als auf die Seite der gründlichen Gelehrsamkeit. Sie befürchten, ihre Freyheit in Gefahr zu setzen und ihrer Munterkeit allzuviel Gewalt anzuthun, wenn sie sich in Untersuchungen und Berechnungen vertiefen.

Ein Gelehrter ist fast immer der Mann der Nachwelt, und der Bellettrist der Mann seines Jahrhunderts: und da man sich eilet, berühmt zu werden, weil die Eigenliebe sogleich auf der Stelle geniessen will, so zieht man einen vergänglichen Schimmer einem dauerhaften Ruhme vor. *XCIII.* Brief.

Einbildungskraft.

Die Gleichgültigkeit kaltsinniger Leute benimmt ihnen den Geschmack und die Neugierde. Beides gehöret indessen nothwendiger weise dazu, wenn man untersuchen und das Urtheil recht fällen will; aber die Einbildungskraft ist, wenn sie nicht

in

in ihren Schranken gehalten wird, noch gefährlicher, als die Gleichgültigkeit.

Sie verursachet Verblendungen, welche das Gesicht verdecken und die Vernunft verdunkeln. Sogar die Philosophie selbst, über welche diese tändelnde Puppe niemals einige Gewalt haben sollte, spüret alle Tage die Folgen ihres allzunachtheiligen Eindrucks. Die Trugschlüsse, die paradoxen Sätze, die listigfalschen Urtheile, welche in dem Gefolge aller unserer neuen Philosophen einherziehen, haben keinen andern Ursprung, als die Einbildungskraft. Sie stimmt sich nach dem Eigendünkel und nimmt weder gegen die Erfahrung noch gegen die Wahrheit mehr die mindeste Rücksicht.

England, welches, dem Scheine nach, seines phlegmatischen Temperaments wegen, weniger Einbildungskraft zeigen sollte, als die andern Nationen, hat oft die schwärmendsten und wunderlichsten Gedanken an den Tag gebracht. Ihre Philosophen haben noch aberwitziger gesprochen, als die unserigen, weil es ihnen mehr Mühe und Anstrengung gekostet hat, sich aus ihrem von Natur düstern und stockischen Charakter herauszuzwingen. Ihre Einbildungskraft ist wie die Kohle, welche sich entzündet, und deren Dunst das Gehirn verrückt.

Man hat Recht, wenn man sagt, daß die Einbildungskraft die Mutter der Träume sey. Sie zeuget deren mehrere, als die Nacht selbst; und

und sie sind desto gefährlicher, da man, wenn man ihnen nachhängt, nicht zu träumen glaubt; da hingegen der Morgen uns den Irrthum der täuschenden Blendwerke des Schlafes benimmt. *CI.* Brief.

Erziehung.

Die Erziehung, welche man den Kindern giebt, ist nur ein Firniß, wenn sie sich nicht auf die Religion gründet. Es giebt Gelegenheiten in dem Laufe des Lebens, da die Redlichkeit nicht stark genug ist, gewissen Versuchungen zu widerstehen, und da die Seele sich herabwürdigt, wenn sie nicht von der vesten Hofnung zur Unsterblichkeit aufgemuntert wird.

Nicht durch unbedeutende Andächteleyen macht man seine Kinder zu wahren Christen.

Man muß sorgfältig darauf bedacht seyn, die Seelen der jungen Leute sehr zu erheben und sie zu überzeugen, daß das größte Vergnügen des Menschen darinn bestehe, daß er nachdenke und sein Daseyn empfinde. Dieß ist eine so erhabene und eines wahrhaft himmlischen Geistes so würdige Wohllust, daß ich denjenigen, welcher diese Glückseligkeit nicht kennet, als ein unglückliches und elendes, wenigstens als ein fühlloses und unempfindliches Wesen ansehe.

Der Catechismus ist hinreichend, um die geoffenbarten Wahrheiten zu lehren; aber zu den Zeiten des Unglaubens wird noch mehr er-

fo-

fodert, als das A B C der Religion. Man muß also den Geist seiner Kinder mit jenen lebhaften und reinen Kenntnissen anfüllen, welche die Wolken der neuern Philosophie und die Finsternisse des Verderbens zerstreuen.

Wenige, aber gründliche Bücher werden unterrichtete Christen bilden. Die Kinder müssen solche mit einer frommen Aufmerksamkeit lesen, nicht sowohl um sie ihrem Gedächtnisse, als vielmehr ihrem Herzen einzuprägen. Es ist nicht darum zu thun, solche Jünglinge zu bilden, welche Streitsätze zu behaupten wissen, sondern welche verpflichtet sind, als vernünftige Leute, von den ewigen Wahrheiten überzeugt zu seyn.

Wenn die jungen Leute die Religion nach Grundsätzen studirt haben, so pflichten sie selten den Trugschlüssen des Unglaubens bey, es müßte denn seyn, daß ihr Herz gänzlich verdorben wäre.

Man muß sorgfältig darauf bedacht seyn, sie unbefleckt zu erhalten, nicht dadurch, daß man Ankläger und Spionen gebrauche, sondern dadurch, daß man die Ohren und die Augen überall hinwende, um die Gottheit nachzuahmen, welche man nicht sieht, und die alles sieht. Die Kinder müssen nicht merken, daß man mistrauisch gegen sie ist und Acht auf sie giebt; denn alsdann verlieren sie den Muth und werden mürrisch; sie werden abgeneigt gegen alle diejenigen, welche sie lieben sollen;

sie argwohnen das Böse, an welches sie nicht dachten, und sie suchen hernach nichts anders mehr, als nur zu betrügen. Daher kömmt es, daß fast alle Schüler und fast alle Seminaristen nur aus Furcht handeln und niemals zufriedener sind, als wenn sie sich weit von ihrem Vorgesetzten entfernt befinden.

Ein Vater muß nicht sowohl der Gebieter seiner Kinder als vielmehr der Freund derselben seyn; seine Augen werden durch sie durchschauen können und sie werden selbst ihm ihre Fehler sagen — sie werden ihm den Schlüssel zu ihrem Herzen geben, wenn sie einmal erkannt haben, daß ihr Vater aufrichtig nichts als ihr Bestes verlangt und daß es ihn überaus schwer ankömmt, ihnen Verweise zu geben.

Viele Gründe bewegen mich, die Erziehung zu Hause anzurathen; noch mehrere aber halten mich davon ab. Die Erziehung zu Hause ist gemeiniglich sicherer für die Sitten, aber sie ist so immer einerley, so lau, so kraftlos, daß sie allen Muth und allen Eifer benimmt. Uebrigens da sie ein allzunaher Wächter ist, so macht sie öfters Heuchler, als gute Leute.

Indessen wenn man einen Lehrmeister findet, der still, geduldig, gesellig ist, Wissenschaften besitzt, die Nachsicht mit der Standhaftigkeit, so wie die Weisheit mit der Munterkeit und die Mäßigkeit mit der Leutseligkeit zu verbinden weiß; so wollte ich wohl sagen, daß man einen Versuch wagen sollte, mit der Be-

dingung,

dingung, daß man nichts ohne ihn vornähme und nicht über ihn zu herrschen suchte. Es giebt nur allzuviele Väter, die einen Lehrmeister wie einen Taglöhner ansehen und berechtigt zu seyn glauben, ihn zu hofmeistern, weil sie ihn besolden.

Ein Vater soll seinen Sohn niemand, als nur einem solchen Manne anvertrauen, von welchem er eben so gewiß versichert ist, als von sich selbst; aber hernach trage er kein Bedenken mehr, ihn Herr über seine Verrichtungen seyn zu lassen. Nichts macht einen Lehrmeister mehr überdrüßig, als das Mistrauen, welches man ihm bezeugt, und der Zweifel, den man in seine Fähigkeit zu setzen scheint.

Fast immer wird die Jugend von den Bedienten verdorben. Dieß ist eine Ursache, welche uns nöthiget, Acht auf sie zu geben, besonders auf diejenigen, welche um die Kinder herum sind.

Eine liebenswürdige Heiterkeit strale immer auf der Stirne und aus den Augen gegen die Kinder, und alles geschehe ohne Zwang und ohne Furcht. Niemand hat ein stürmisches Wetter gern, und jederman muntert sich bey dem Anblicke eines schönen Tages auf.

Das Mittel, ein gewisses Vergnügen mit allen Arten von Studien, die man den Kindern vorschlägt, zu verbinden, ist, daß man die eifrigste Wißbegierde und einen starken Abscheu vor dem Unwissendbleiben in ihnen erregt.

Ruhestunden müssen bey der Arbeit angebracht werden, damit das Gedächtniß und der Verstand der Kinder nicht ermüdet werde. Wenn der Ekel zu dem Studiren kömmt, so wird man der Bücher überdrüßig und seufzet nur nach Müßiggang und Freyheit.

Nicht durch Strafen muß man unterrichten, sondern indem man den Unterricht beliebt macht; und zu diesem Ende muß man dafür besorgt seyn, sie durch einige Auszüge aus der Geschichte oder durch einige witzige Einfälle, welche die Aufmerksamkeit wieder von neuem erregen, zu belustigen.

Man muß das Studiren nach dem Verhältnisse ihres Alters einrichten und nicht auf die Gedanken gerathen, aus zwölfjährigen Knaben Metaphysiker machen zu wollen; alsdann sind es keine junge Leute mehr, die man erzieht, sondern Papagayen, welche man Worte lehret.

Es geht mit den Wissenschaften, so wie mit den Nahrungsmitteln; der Magen eines Kindes erfodert eine leichte Nahrung und nur erst stufenweise gewöhnet man ihn an Speisen, die kräftiger und schwerer sind.

Ein lustiges Buch folge auf ein ernsthaftes, und Gedichte müssen mit Werken in ungebundener Rede abwechseln. Virgil ist nicht weniger beredt, als Cicero, und seine Beschreibungen, seine Bilder, seine Ausdrücke verleihen Einbildungskraft und Sprachstärke denjenigen, welche keine haben. Die Dichtkunst

kunst ist die Vollkommenheit der Sprachen; und wenn man sie in der Jugend nicht gebraucht, so nimmt man den Geschmack an derselbigen niemals an; es ist unmöglich in einem gewissen Alter lang nach einander Verse zu lesen, man müßte denn wirklich den dichterischen Geschmack besitzen. Man muß bey jungen Leuten das Studiren der Dichter mäßigen, denn ausserdem, daß die Dichter sich sehr oft Freyheiten herausnehmen, die den guten Sitten zuwider sind, so ist es gefährlich, sie allzusehr beliebt zu machen. Ein junger Mensch, der von nichts anderm spricht und an nichts anders denkt, als an Poesie, ist in der Gesellschaft unerträglich; er ist ein Unsinniger, den man unter die Zahl der Narren setzen kann. Ich nehme indessen diejenigen davon aus, deren Genie nur allein zu diesem Fache tüchtig ist und alsdann werden sie für diese Sucht durch die Ehre, vortrefliche Dichter zu werden, schadlos gehalten.

Die Geschichte der Welt, der Nationen, besonders des Vaterlandes, muß den Kindern genau bekannt gemacht werden, und dieses Studium muß kein trockenes Studium seyn, sondern es muß mit kurzen und richtigen Anmerkungen begleitet werden, die lehren, wie man die Begebenheiten mit vernünftiger Unterscheidungskraft beurtheilen und einen allgemeinen wirkenden Triebgrund erkennen solle, von welchem alle Menschen nur Werkzeuge

und alle Staatsveränderungen mit einander verbunden und in den ewigen Rathschlüssen vorhergesehene Wirkungen sind.

Eine gute Rhetorik, nicht sowohl in Lehrsätzen als in Beyspielen, wird jungen Leuten den Geschmack zur wahren Beredsamkeit beybringen. Man muß ihnen recht begreiflich machen, daß das, was wahrhaft schön ist, weder von der Mode, noch von den Zeiten abhänge, und daß, wenn es nach den verschiedenen Jahrhunderten eine verschiedene Art die Sachen zu sagen giebt, es doch nur eine einzige Art gebe, sie recht zu begreifen.

Man bringe ihnen die größte Abneigung gegen jene kindische Beredsamkeit bey, welche blos in Wortspielen besteht und dem guten Geschmacke zuwider ist; man überzeuge sie recht, daß kein übertriebener Ausdruck noch riesenförmiger Gedanke jemals in eine schöne Rede gekommen sind.

Es giebt Menschen und Zeitpuncte, die in allen Fächern den Geschmack vestgesetzt haben; und auf die Gemälde derselbigen müssen die Kinder ihre Augen immerfort als auf die besten Muster geheftet halten; aber nicht, um sich zu Sklaven derselbigen zu machen; denn man muß von niemand ein knechtischer Nachahmer seyn.

Wenn die Kinder das reife Alter erreicht haben, alsdann wird es der rechte Zeitpunct seyn, ihnen als Freund von der Richtigkeit

der Freuden, welche die Welt für ihre Glückseligkeit hält, von dem Unglück, in welches sie stürzen, von der Reue, die sie erregen, von dem Schaden, den sie sowohl dem Körper als der Seele verursachen, endlich von den Abgründen, die sie unter unsern Schritten graben, indem sie Blumen zu streuen scheinen, zu sprechen. Es wird nicht schwer fallen, die Klippen der Wollust sowohl durch kräftige Ausdrücke als durch rührende Beyspiele zu zeigen und sie zu überführen, daß ohne den Müßiggang die meisten Freuden, welchen man sich unmäßig ergiebt, gar keinen Reiz haben würden. Wenn man nichts zu thun hat, so macht man sich den prächtigsten Begriff davon, eben so, wie man sich in dem Schoose des Schlafes tausend angenehme Hirngespinste vorstellet.

Wenn ein Sohn überzeugt ist, daß ein Vater nur allein nach Vernunft und Billigkeit mit ihm spricht, und daß er blos aus Zärtlichkeit und nicht aus mürrischer Laune Verweise giebt, so höret er ihn an und die Rathschläge und Lehren thun die beste Wirkung.

Wenn die Vorsehung den Eltern Vermögen gegeben hat und sie in einer vornehmen Familie hat geboren werden lassen, so müssen sie ihre Kinder nach ihrem Reichthume und nach ihrem Stande halten; sie müssen ihnen aber immer etwas dabey versagen oder sie etwas entbehren lassen, und sie in den Schran-

ken der Bescheidenheit halten, um sie zu lehren, daß dieses Leben unsere Glückseligkeit nicht ist, und daß man, je vornehmer man ist, desto weniger stolz seyn müsse.

Es muß den jungen Leuten nicht an Geld fehlen, sowohl damit sie lernen, nicht geitzig zu seyn, als auch damit sie im Stande seyen, Unglücklichen beyzustehen. Es wird gut seyn, selbst nachzusehen, wie sie das Geld anwenden; und wenn man übertriebene Kargheit oder Verschwendung bemerkt, so muß man die ihnen verwilligte Summe vermindern.

Mit einem Worte, an dem Herzen der Kinder muß man arbeiten, noch mehr als an ihrem Verstande. Wenn das Herz gut ist, so wird alles gut gehen.

Die Umstände werden lehren, wie man sie regieren müsse. Bald muß man sich gelind, bald streng, immer aber gerecht, immer rechtschaffen zeigen. Der Geist der Billigkeit setzt die jungen Leute, welche nicht gut thun wollen, in grosse Verlegenheit; denn sie empfinden wider ihren Willen, daß sie nichts dagegen einzuwenden haben.

Wenn man endlich das grosse Gebäude der Erziehung der Kinder aufgeführt hat, so ist noch der oberste Gipfel übrig, so ich für die schwerste Sache halte; ich verstehe dadurch die Wahl eines Standes. Dieß ist gemeiniglich der Probierstein für Eltern, und der mislichste Punct des Lebens für Kinder.

Meiner

Meiner Meynung nach, muß man ihnen ein Jahr Zeit lassen, um selbst über die für sie schickliche Lebensart nachzudenken, ohne ihnen mehr für einen Stand, als für einen andern zu sprechen. Die gute Erziehung, die sie erhalten, die Kenntnisse, die sie erworben haben, werden sie natürlicher weise zu einem glücklichen Ziele leiten; und es ist allerdings zu hoffen, daß sie alsdann von sich selbst nach ihren Neigungen und nach ihrer Vernunft entscheiden werden.

Es wird nothwendig seyn, alsdann oft von den Vortheilen und von den Klippen eines jeden Standes mit ihnen zu sprechen und sie erkennen zu lehren, wie wichtig es sowohl für diese als für jene Welt sey, die Pflichten desselbigen getreu zu erfüllen. Der geistliche Stand und das Klosterleben werden reichlichen Stoff zu einer Vorstellung geben, wie unschätzbar das Glück sey, welches man darinn genießt, wenn man einen wahrhaften Beruf dazu hat, und wie schrecklich das Unglück sey, welches man darinn ausstehen muß, wenn man so verwegen ist, diesen Stand ohne andere Absicht, als menschliche Bewegungsgründe anzutreten.

Der Soldatenstand und der Richterstand bieten von selbst eine Menge Pflichten zur Erfüllung dar, und genug, daß man ihnen denselbigen vor Augen stellet, um sie davon zu überzeugen.

Nach dieser manchfaltigen behutsamen Vorsicht und besonders nach oftmaliger Anrufung der Hülfe und des Beystandes vom Himmel werden die jungen Leute mit vestem Schritte die Laufbahne, die sie sich erwählet haben, antreten, und die Eltern werden den Trost geniesen, vor Gott und vor den Menschen sagen zu können, daß sie ihre Neigungen und ihre Freyheit ungekränkt gelassen haben. Nichts ist leidiger, als den Neigungen dererjenigen widerstehen, deren Vater man ist; man setzet sie der Gefahr einer ewigen Reue und sich selbst den bittersten Vorwürfen und sogar dem Fluche, den man zum Unglücke verdienet hat, aus.

Wenn man ihnen eine ehrbare Freyheit läßt, so wird das väterliche Haus nicht ihr unangenehmster Aufenthalt seyn. Es ist nothwendig, daß es ihnen darinn gefalle, und daß sie darinn mehr als anderswo das angenehme Vergnügen finden, welches man von einem Vater zu erwarten hat, der ein Freund der Ordnung und aus eigenem Triebe wohlthätig ist. *LXXIV.* Brief.

Alles hängt von einer glücklichen Pflege und Wartung ab. Gemeiniglich wird man alles oder nichts, je nachdem man eine Erziehung erhalten hat. *III.* Brief.

Freundschaft.

Weder unsere körperliche Gestalt, noch unsere Worte machen unsere **Freundschaft** aus. Wenn nur unsere Empfindungen und unsere Gedanken sich einander nähern, was liegt daran, daß unsere Personen in gewisser Weite von einander entfernt sind! Wenn man einander in Gott liebt, so sieht man einander immer, weil Gott überall zu finden ist; er muß der Mittelpunct aller Empfindungen seyn, so wie er der Mittelpunct der Geister ist. *III.* Brief.

Es giebt keine Entfernung für die Seelen. Durch die Bande der Religion und des Herzens sind wir einander immer nahe. Die wahren Freunde haben eine Quelle des Trostes in der Empfindung, wenn der Verstand nicht hinreichend ist, ihre Freundschaft recht auszudrücken. *XLVI.* und *LXII.* Brief.

Die Freundschaft ist, wie es der heilige Augustinus sagt, ein recht süsses Glück, und jeder, der die sanften Freuden derselbigen nicht kennet, sollte sich von der Gesellschaft ausschliesen. Der Heiland der Welt hat die Rechte der Freundschaft durch seine besondere Zuneigung gegen den heiligen Johannes geheiligt, und wir sehen, daß die größten Heiligen die Freundschaft auf das unverbrüchlichste gehalten haben. *LIV.* Brief.

Der heilige Franciscus uud der heilige Dominicus sind sehr gute Freunde mit einander gewesen, so wie auch der heilige Bonaventura und der heilige Thomas von Aquin. Es wäre sehr nützlich, wenn diese glückliche Einigkeit unter ihren Jüngern fortgesetzt und beybehalten würde. *XLII.* Brief.

Die Welt mag immerhin sagen, daß die Mönchen niemand lieb haben; ich habe in dem Kloster die aufrichtigsten und die dienstwilligsten Herzen gefunden. Man wird es nicht glauben; denn man will, daß wir Unrecht haben sollen; aber was ist uns daran gelegen, wenn wir nichts destoweniger die sanften Freuden der Freundschaft geniesen. *LIV.* Brief.

Geist der Erfindung.

Der Verstand muß einen freyen Schwung nehmen und er selbst seyn, dahingegen er nur eine Copie ist, wenn er es nicht wagt, zu erfinden. Wir haben lauter witzige Köpfe und wir würden Genies haben, wenn man nicht auf den schon bereits gebahnten Wegen zu maschinenmäßig fortwandelte. Wer immer den nemlichen Weg geht, wird keine grosse Kenntnisse erwerben. Der Geist der Erfindung ist ein unerschöpfliches Fach, wenn man kühn zu wagen weiß. Seyd ihr selbst und denket nach euch selbst, würde ich oft zu jungen Leuten sagen, die unter meiner Anführung stünden.

stünden. Es ist eine traurige Sache, ganze Jahre daran zu verwenden, seine Schüler nichts anders zu lehren, als die Wiederholungskunst. *LXXIV.* Brief.

Geschichte.

Die Geschichte bringt alle Zeiten und alle Menschen in einen Gesichtspunct zusammen, um daraus eine Aussicht zu bilden, welche die Augen auf eine reizende Art an sich zieht. Sie giebt den Gedanken Farbe, den Handlungen Seele, den Todten Leben, und sie läßt dieselbigen von neuem wieder auf dem Schauplatze der Welt erscheinen, gleichsam als wären sie noch lebendig, mit dem Unterschiede, daß solches nicht mehr geschieht, um ihnen zu schmeicheln, sondern um sie zu richten. *XCIV.* Brief.

Die Geschichte muß nicht mit zu viel Hitze geschrieben werden, und man hat alle Ursache zu glauben, daß ein Geschichtschreiber sich seiner Einbildungskraft überlassen hat, wenn er zu lebhaft schreibt.

Bey einem Verfasser, der die Sachen mit kaltem Blute sehen und sie mit Billigkeit erwägen soll, ist Phlegma nothwendig. Eine Geschichte ist kein Gedicht. Einige Blumen, wenig Anmerkungen, viele Gemälde, besonders aber eine edle, ungekünstelte Einfalt werden dazu erfodert.

Wenn

Wenn ein Geschichtschreiber nicht zu gleicher Zeit gesunde Vernunft, Verstand, Gefühl und Genie besitzt, so wird er weiter nichts, als nur ein unvollkommener Schriftsteller seyn. Die gesunde Vernunft ist ihm nothwendig, um die Begebenheiten und die Vorfälle recht zu wählen; der Verstand, um solche vorzustellen; die Seele, um sie zu beleben; das Genie, um Licht und Unterricht daraus zu ziehen.

Die meisten Geschichten sind mehr oder weniger richtig, je nachdem der Verstand der Geschichtschreiber beschaffen ist. Ein Mann, der ganz voller Feuer ist, trägt eine Begebenheit auf eine sehr verschiedene Art vor, als ein eiskalter Mensch. Das gleicht einander nicht und eben daher kömmt es, daß man alle Tage übertriebene Sachen höret und ließt, ohne daß derjenige, der sie erzählet, die Absicht habe, zu hintergehen; sondern von einer ungestümmen und wilden Einbildungskraft hingerissen, bläht er seine Erzählungen auf, und vergrössert sie, so daß sie dadurch entstellt werden. Es giebt nicht zwo Personen, welche den nemlichen Gegenstand auf die nemliche Art sehen und sich in ihren Erzählungen auf gleiche Weise ausdrücken. *CXXXV.* Brief.

Das heißt die Geschichte schlecht schreiben, wenn man nur Zeitpuncte und Tagverzeichnisse aufeinander häufet, ohne das Genie jeder Nation und jedes Helden kennen zu lehren.

Die

Die meisten Menschen sehen die Geschichte nur blos als eine schöne Tapezerey an, auf welche sie einen Blick werfen. Sie begnügen sich damit, die Vorstellungen solcher Personen zu sehen, die durch ihre hohen und hellen Farben schimmern, ohne an den Kopf, der die Zeichnung davon entwarf, noch an die Hand zu denken, die solche vollzogen hat. Und auf diese Art glaubt man, alles zu sehen, und sieht nichts.

Es ist unmöglich, Nutzen aus der Geschichte zu ziehen, wenn man sich nur damit aufhält, die Regenten, die Schlachten und die Heldenthaten durch die Musterung ziehen zu lassen. Indessen ist kein bessers Buch zum Unterrichte, wenn man die aufeinander folgende Reihe der Begebenheiten betrachtet und beobachtet, wie sie herbeygeführt wurden; wenn man die Fähigkeiten und die Absichten dererjenigen, welche alles in Bewegung setzten, theilweise erkläret; wenn man sich in die Zeiten und in die Länder versetzt, wo die merkwürdigen Dinge sich zugetragen haben.

Das Lesen der Geschichte ist ein unerschöpflicher Stoff zu Betrachtungen. Man muß jeden Vorfall in Erwägung ziehen, nicht als ein Mensch, der über alles unnöthige Schwierigkeiten macht und an allem zweifelt, sondern als ein Kritiker, der sich nicht hintergehen lassen will.

Selten geschieht es, daß junge Leute Nutzen aus der Geschichte ziehen, indem man ihnen immer davon als von einem Lesebuche spricht, das einzig und allein für das Gedächtniß bestimmt ist; da man ihnen im Gegentheile vielmehr sagen sollte, daß die Seele, und nicht die Augen, historische Werke lesen solle.

Alsdann entdecket man Menschen, welchen man Weihrauch streute, und die dem menschlichen Geschlechte zur Schande waren; Menschen, welche man verfolgte und die der Ruhm ihrer Nation und ihrer Zeiten waren. Alsdann kennet man die Hülfsquellen der Nacheiferung und die Gefahren der Ruhmsucht; alsdann sieht man den Eigennutz als den allgemeinen Bewegungstrieb der Städte, der Höfe und der Familien an.

Die Geschichtschreiber machen selten Anmerkungen, um ihren Lesern Zeit zum Denken zu lassen und denselbigen Gelegenheit zu geben, diejenigen, von welchen man spricht, theilweise zu betrachten, um das Urtheil über sie zu fällen.

Es giebt in allen Geschichten der Welt Personen, die man kaum gewahr wird, und welche unter der Decke alles in Bewegung setzen. Derjenige, der recht ließt, verfällt auf sie, und läßt ihnen die Ehre von demjenigen wiederfahren, was die Schmeicheley nur allzuoft einem in hohen Aemtern stehenden Manne zuschreibt. Fast alle Regenten, fast alle ihre

Staatsräthe haben ein verborgenes Genie, welches sie in Bewegung setzet, und welches man nicht eher entdecket, bis man ihre Personen, theilweise aus einander gesetzt, betrachtet, um ihren Werth zu schätzen.

Man kann auch daher sagen, daß die größten Begebenheiten, welche die Welt in Verwunderung setzen, oft untergeordnete, auch wohl sogar in Ansehung des Standes und des Herkommens sehr unberühmte Leute zu Urhebern gehabt haben. Viele Personen des weiblichen Geschlechts, welche weiter kein äusserliches Ansehen hatten, als daß sie die Gemahlinn dieses oder jenes Fürsten, dieses oder jenes Gesandten waren, und die man sogar in der Geschichte nicht einmal anführet, sind oft die Ursache der schönsten und rühmlichsten Thaten gewesen. Ihr Rath erhielt den Vorzug; man befolgte ihn; und die Herren hatten alle die Ehre von einer Unternehmung, die sie nur der Klugheit ihrer Gemahlinnen zu verdanken hatten. *XCIV.* Brief.

Die Geschichte ist ein todtes Lesen, wenn man nichts anders davon kennet, als die Zeitpuncte und die Vorfälle; und sie ist ein Buch voller Leben, wenn man das Spiel der Leidenschaften, die Triebfedern der Seele, die Regungen des Herzens darinn bemerket und besonders wenn man darinn einen Gott entdecket, welcher, als immerwährender Beherrscher der Begebenheiten, dieselbigen entstehen

macht, sie lenket, sie nach seiner Willkühr und zur Erfüllung seiner erhabenen Absichten bestimmet. Unsere fleischlichen Augen sehen in der ganzen Welt nichts als einen Schleyer, der uns die wirkende Thätigkeit des Schöpfers bedeckt; aber die Augen des Glaubens zeigen uns, daß alles, was geschieht, eine Ursache habe und daß diese Ursache (die erste Urgrundursache aller Dinge) wirklich und wahrhaft Gott sey. *LXXIV.* Brief.

Gott.

Die nemliche Wahrheit, welche uns unsers Daseyns versichert, das heißt, jenes innere Zeugniß unserer selbst, versichert uns auch des Daseyns Gottes; und sie kann uns keinen lebhaften Begriff davon beybringen, ohne uns den Begriff von der Religion einzuprägen. Der verehrende Dienst, welchen wir dem Höchsten Wesen erweisen, ist so sehr mit ihm verbunden, daß unser Herz nicht ruhig ist, als wenn es ihm diese Pflicht opfert und wenn wir uns nach der Ordnung richten, die von ihm vorgeschrieben und vestgesetzt worden ist.

Wenn es einen Gott giebt, so muß er nothwendiger Weise wohlthätig seyn; und, wenn er wohlthätig ist, so müssen wir ihm, nach der richtigsten Schlußfolge, für seine Wohlthaten danken. Die Wohlthat des Daseyns, so wie die Wohlthat der Gesundheit, kömmt

durchaus nicht von uns her. Jeder von uns war vor einigen Jahren nichts, und auf einmal ist er ein mit Hülfsgliedern versehener Körper geworden, der mit einem Geiste begabt ist, welcher *ihm* als Herr gebeut und welcher ihn nach seiner Willkühr lenket.

Diese Betrachtung bewegt uns, den Urheber des Lebens zu suchen, und wir finden ihn in uns selbst, wenn wir uns prüfen wollen, und in allem, was uns umgiebt, ohne daß ein einziger dieser Gegenstände sich rühmen könne, ein Theilchen von seinem Wesen zu seyn; denn Gott ist einfach, untheilbar, und kann sich unmöglich mit den Elementen vermischen lassen.

Betrachten wir uns selbst, und dieser Anblick wird uns nothwendiger weise zur Wahrheit führen. Die geringste Bewegung unsers Fingers zeigt uns die Wirkung Gottes auf unsere Person an; diese Wirkung kündigt uns eine Vorsehung an, diese Vorsehung erinnert uns, daß wir dem Schöpfer werth sind, und diese Erinnerung wird uns von Wahrheiten zu Wahrheiten bis auf diejenigen leiten, welche geoffenbaret sind.

Wenn wir weder der Schöpfer unserer selbst, noch unser letztes Ende sind, so müssen wir nothwendiger weise denjenigen suchen, welcher diese beide Eigenschaften in sich enthält. Ach! wer kann dieser wohl anders seyn, als Gott?

CXIX. Brief.

Nur ein Gott konnte eine untheilbare Seele mit einem ganz aus Theilen bestehenden Wesen, einen unsterblichen Geist mit einem zur Rückkehr in Staub bestimmten Klumpen Fleisch, kurz, Gedanken mit Empfindungen, Begriffe mit Flechsen und Neigungen mit Nerven so vertraut vereinigen.

Es ist also genug, wenn wir in uns selbst kehren und uns betrachten, um ein immer wieder neu entstehendes Wunder zu sehen; wir finden aber darinn nichts anders, als einen schrecklichen Abgrund, wenn Gott nicht darinn die erste Stelle einnimmt. Jeder von uns soll ihm einen Tron in seinem eigenen Herzen errichten, sonst wird unser Herz zu einem Chaos, in welchem weder Ordnung noch Zusammenhang mehr ist. Gemälde oder Schilderung des Menschen.

Der Schöpfer hat, da er nicht zwey Dinge einander gleich machte, so wie unsere Gesichtsbildungen, auch unsere Meynungen und unsere Begriffe und also auch unsere Art, solche vorzutragen, auf mancherley Weise unterschieden. Er hat gewollt, daß jeder Verstand ein ihm eigenes Gepräge tragen sollte; und diese wunderbare Verschiedenheit, welche jedem einzelnen Menschen sein besonders Kennzeichen giebt, beweiset die unendliche Fruchtbarkeit eines Wesens, welchem nichts schwer fällt, und welches alles thut, was ihm gefällt. Anmerkungen über den Styl.

Wenn

Wenn man die Sonne, die doch nur ein vergängliches Werk ist, nicht bestimmen kann, so ist es also kein Wunder, daß man ein ewiges Wesen nicht begreifen kann; ein Wesen, welches weder durch den Raum noch durch die Zeit eingeschränkt ist und folglich nur von sich allein abhängt, uud welches, immer unermeßlich und unendlich, durch die Schöpfung dieser ganzen grossen Welt nichts erworben hat und bey der Zerstörung derselbigen auch nichts verlieren wird. Zweyte Rede für das Weihnachtsfest.

Wir wollen niemals von den Geschöpfen reden, ohne uns dem Schöpfer zu nähern. Sie sind der Widerschein seines nie abnehmenden Lichts; und dieß sind Gedanken, die uns erheben und erniedrigen; denn niemals ist der Mensch kleiner und größer, als wenn er sich in Gott betrachtet. Alsdann nimmt er ein unendliches Wesen wahr, dessen Bild er ist und vor welchem er nur ein Atom ist. Zween scheinbare Widersprüche, die man mit einander verbinden muß, um einen richtigen Begriff von sich selbst zu bekommen, und nicht in den Frevel der übermüthigen Engel, noch in den Fehler der Unglaubigen zu verfallen, welche bis zum Stande der unvernünftigen Thiere herabsinken. *LXXXII.* Brief.

Gott ist das Element unsers Herzens und nur in der Liebe zu ihm blüht unsere Seele auf. Ebendaselbst.

Gott allein ist der Stützpunct unserer Gedanken und unserer Kenntnisse. Er ist der Mittelpunct aller Vereinigung, das heißt, der Urgrund, aus welchem alles seinen Ausfluß hat, und in welchen alles wieder zurückkehren muß.

Man bildet sich ein, desto grösser zu seyn, je mehr man sich von ihm zu entfernen sucht, gerade, als wäre er nicht die Quelle aller Grösse, und als wäre es Schwachheit, sich unter die Majestät eines allmächtigen Wesens zu demüthigen, von welchem man Bewegung, Athem und Daseyn erhält. *CXLII.* Brief.

Herren.

(Pflichten derselben gegen diejenigen, die in ihren Diensten stehen.) Wir müssen die Leute, die in unsern Diensten stehen, glücklich machen, indem wir dieselbigen nicht quälen und ihr Joch immerfort erleichtern, denn sie sind unsers Gleichen. Das Mittel, wohl bedient zu werden, ist, daß man immer ein heiters Gesicht habe. *X.* Brief.

Wir müssen mit denjenigen Bedienten, deren gute Aufführung und Treue uns bekannt sind, als Herren leben, welche die Pflichten der Menschenliebe kennen, als Christen, welche wissen, daß wir, unerachtet der Ungleichheit der Stände, vor Gott alle gleich sind. Wir müssen ihnen lauter gute Beyspiele geben, wir

müssen

müssen ein wachsames Auge auf ihre Sitten halten, ohne sie weder zu quälen noch ihr Spion zu seyn, und wir müssen sie durch unser leutseliges Betragen und durch unsere Wohlthaten an uns zu ziehen suchen. Nichts ist schmeichelhafter, als diejenigen glücklich zu machen, die um uns sind. *XXX.* Brief.

Die Dienstleute müssen fromm und rechtschaffen seyn; sie sind zu allen Verbrechen fähig, wenn sie Gott nicht fürchten. Man muß weder stolz gegen sie, noch allzuvertraulich mit ihnen seyn, um sie als Menschen, und nicht als Untergebene, zu behandeln. Die Gerechtigkeit ist die Mutter der Ordnung; alles ist an seinem rechten Platze, wenn man billig verfährt. *LV.* Brief.

Jahrhunderte.

(Und besonders das achtzehnte.)

Wenn die Vernunft die Jahrhunderte abwägt, so erscheinen die einen als dichte Goldstangen, die andern als Blättchen von Flittergold. Es giebt deren wirklich welche, die so gründlich, und andere, die so leicht sind, daß sie den erstaunlichsten Gegensatz ausmachen. Das unserige ist unstreitig mehr, als irgend ein anders, mit dem Gepräge des leichten Gewichts ausgezeichnet; aber es gefällt, es reizet, besonders durch die gefälligen Dienste der Fran-

zosen, die ihm eine gewisse Zierlichkeit mitgetheilt haben, die man wider seinen Willen wahrhaft angenehm findet. Unsere Alten würden mit Recht darüber gemurret haben; aber wenn sie zu unsern Zeiten lebten, so würden sie sich hinreissen lassen, so wie wir, und sie würden, ohne es zu wollen, einen Gefallen an unserm leichten Geschwätze und an unsern artigen Schriften haben.

Die Römische Hoheit schickt sich nicht zu solchen angenehmen Tändeleyen; aber die heutigen Römer sind nicht mehr so majestätisch, wie ehedessen. Die Französische Zierlichkeit ist über die Alpen hinausgedrungen, und wir haben sie mit Freuden aufgenommen, zu der nemlichen Zeit, da wir als Kunstrichter sie tadelten.

Man verzeiht den Franzosen ihre artigen Tändeleyen, obgleich solches der Würde der Alten nachtheilig ist. Es schadet nichts, daß es in allen Jahrhunderten zusammengenommen Funken und Flammen, Lilien und Kornblumen, Regen und Thau, Sternen und Luftzeichen, Flüsse und Bäche gebe. Dieß stellet vollkommen die Natur vor, und, um die ganze Welt und die Zeiten recht zu beurtheilen, muß man die verschiedenen Gesichtspuncte zusammen vereinigen und nur einen einzigen optischen Standpunct daraus machen.

Es ist unmöglich, daß alle Jahrhunderte einander gleich seyen; ihre manchfaltige Verschieden-

schiedenheit dienet zur Beurtheilung der Dinge; denn sonst würde keine Gegeneinandervergleichung statt finden. Ich weiß wohl, daß man lieber in einem Jahrhundert leben würde, welches nichts anders als grosse Gegenstände darböte; aber hier läßt es sich wohl mit Recht sagen, daß man die Zeit nehmen muß, so wie sie kömmt, und nicht immerfort über den Verlust des vergangenen klagen und sich an den Wagen der Alten anspannen soll. Wir wollen ihren Geschmack annehmen, so werden wir nichts von unserm geringschätzigen Werthe zu befürchten haben. *LXXVI.* Brief.

Unsere Väter, welche zum Unglücke die Gabe besassen, allzufruchtbar zu seyn, fehlten durch eine Weitläuftigkeit, die lange Weile verursachet und ermüdet. Man legt sie bey Seite, nachdem man sie ganze Tage lang gelesen hat, ohne darinn etwas anders gefunden zu haben, als Gedanken, die in langen Redesätzen sich verlieren, die gar kein Ende nehmen. Aber, um einen solchen Fehler zu vermeiden, verfallen wir in einen andern. Wir arbeiten nicht mehr anders, als nur obenhin an den Büchern, die wir herausgeben; und in denjenigen, was man heute zu Tage ließt, ist kein Kern mehr, sondern nur eine dünne Hülse.

So widersprechen einander alle Jahrhunderte und ihre Sammlung stellet die seltsamste Ungleichheit dar. Wenn noch die allzugrosse Weitläufigkeit oder die allzugedrängte Kürze

sich nur in gleichgültigen Büchern fände; aber sogar die Werke, welche die wichtigsten Materien abhandeln, sind zu schwer oder zu flüchtig geschrieben.

Unsere Väter machten gelehrte Abhandlungen über die nichtsbedeutendsten Gegenstände, und wir machen aus den ernsthaftesten und unserer Aufmerksamkeit würdigsten Materien Romane. Heute zu Tage eilet man sich, Schriftsteller zu werden, und man läßt seinen Gedanken nicht einmal die Zeit aufzukeimen, noch weniger reif zu werden. Man setzt sie so obenhin auf, fast sobald sie entstanden sind; und es sind ungestaltete Kinder, welche, da sie keine Nahrung finden, fast in dem nemlichen Augenblicke, da sie gebohren werden, zu Grunde gehen. *CXL.* Brief.

Jedes Jahrhundert hat einen besondern ausgezeichneten Charakter. Der Luxus, der unsere Sitten verderbt, verderbt auch unsere Reden und unsere Schriften. Es ist fast keine Seele mehr in unsern Unterredungen, in unsern Büchern, in unsern Gemälden. Es ist nichts mehr darinn, als ein gewisses geziertes Wesen, das eben so wenig gründlich ist, als der Verstand, der es zeuget; und zum Unglücke leidet selbst die Religion unter diesem tändelnden Modetone. Man glaubt, man könne alles, was nicht gefällt, aus dem Christenthume herausnehmen, so wie man die Tref-

sen von einem Kleide abtrennet. *XLVI.* Brief.

Wenn ein Werk nach dem itzigen Geschmack erscheint, in welchem mehr paradoxe Sätze, als vernünftige Schlüsse und Urtheile, mehr Einwürfe, als Antworten, mehr Spöttereyen, als Beweise, mehr Hitze, als Einsicht, mehr seichtes, als gründliches enthalten ist, so werden es leichtsinnig denkende Leute wunderschön, Vernünftige aber erbärmlich elend finden; und da diese die kleinste Anzahl ausmachen, so wird das Buch gewiß berühmt werden und grosses Aufsehen machen. Wenig Personen wissen den Werth eines Buches zu schätzen. Wenn die Schreibart nur ein wenig reizend ist, so giebt man seinen Beyfall, man bewundert, man kömmt ganz ausser sich und bedenkt nicht, daß die Farbe das allergeringste Verdienst eines Gemäldes ist. *XXXVI.* Brief.

Wir leben zu einer Zeit, da die hohen Worte wichtig scheinen, und da man glaubt, Genie zu besitzen, wenn man seltsame und sonderbare Dinge ersinnet. Man muß sehr mistrauisch gegen solche Schriftsteller seyn, welche sich mehr mit der Schreibart, als mit den Sachen beschäftigen, und welche alles wagen, um die Freude zu haben, etwas auffallendes vorzubringen. *LIX.* Brief.

Man muß gestehen, daß wir in einem wunderlichen Zeitpuncte leben. Niemals hat man weniger Religion gehabt und niemals hat man

so

so oft davon gesprochen; niemals hat man mehr Verstand gehabt und niemals hat man denselbigen mehr missbraucht. Man will alles wissen und man will nicht studiren; man fällt über alles ein entscheidendes Urtheil und man will nichts gründlich untersuchen. Aber noch mehr zu bedauren ist, daß dieses Jahrhundert die Stimme der Kirche nicht mehr gehorsam anhören will, und daß so viel Licht, welches Gott dem gegenwärtigen Menschengeschlechte verliehen hat, zum Theile nur dazu dienet, eine Rotte gegen den Himmel zu erregen, gleichsam, als könnte man den Ewigen belagern, vor welchem alle Menschen zusammengenommen nur ein Sonnenstäubchen und ein Nichts sind.

Aber dieses mußte also seyn, um der Religion einen grössern Glanz zu verleihen, um den Glauben der Gerechten zu üben, und uns erkennen zu lehren, daß die witzigsten Köpfe der größten Irrthümer fähig sind, wenn sie ihre Gedanken in dem leeren Raume herumschweben lassen und sie auf keine veste Stütze gründen. *XXXVI* und *CXLII.* Brief.

Journal.

(oder periodische Schrift.)

Ein gut geschriebenes Journal ist ein Aufmunterer, welcher verhindert, in Ansehung der Wissenschaften und der Litteratur einzu-

schlafen. Bey dem Studiren hat man oft nöthig, aufgeweckt zu werden. Der Geist wird träge und schläfrig, so wie der Körper, wenn man nicht sorgfältig darauf bedacht ist, ihn aufzumuntern, und alsdann hat man weder den Muth, zu lesen noch zu denken.

Eine mit vernünftiger Beurtheilung verfaßte periodische Schrift verbreitet das Licht in die Geister, unterhält die Nacheiferung und erspaaret die Mühe, eine Menge Werke zu lesen, wozu man entweder keine Zeit, sie zu lesen, oder die Mittel nicht hat, sich solche anzuschaffen.

Wenn ich ein Journal lese, welches von den Werken, die in Europa gedruckt werden, Rechenschaft giebt, so lerne ich das Genie der Nationen kennen, und ich bemerke, daß der Engländer nicht eben so schreibt, wie der Deutsche, und nicht eben so denkt, wie die Franzosen. Diese seltsame Verschiedenheit in der Art zu schreiben und zu denken, welche den Unterschied der Völker ausmacht, überzeugt mich, daß die moralische Welt wirklich eine Copie der physischen Welt ist und daß es sich mit den Geistern eben so verhält, wie mit den Gesichtern, die unter einander gar keine Aehnlichkeit haben. *LXXIX.* Brief.

Journalist.
(dessen Pflichten.)

Ein Journalist muß bey seinem Tadel auch die Ursachen anführen. Anstatt z. E. zu

sagen:

sagen: Die Schreibart in diesem oder jenem Werke ist fehlerhaft, es sind gemeine und abgedroschene Sachen darinn, welche die Schönheiten des Buches entstellen, sollten sie solche lieber mit einem Fingerzeige andeuten und vor Augen legen; die Regel hat immer ein Exempel zur Erläuterung und zum Beweise nöthig.

Wie kann ein Journalist fodern, daß ein Schriftsteller sich bessern solle und daß das Publikum seine Art zu urtheilen annehme, wenn er nur unbestimmt und obenhin tadelt, ohne die Stelle anzuzeigen, wo der Verfasser nachläßig geworden ist.

Es giebt kein Buch, von welchem man nicht sagen könne, daß sich Fehler der Unachtsamkeit oder allzuweitgesuchte Redensarten darinn befinden. Wenn man nur überhaupt spricht, so giebt man Ursache, zu glauben, daß man nur ganz in der Eile einen Blick auf das Werk, welches man beurtheilet, geworfen habe, und daß man nur seine Arbeit los zu werden suche.

Es giebt noch eine andere Unterlassungssünde, wenn man nemlich die schönsten Stellen eines Buches nicht anzeigt. Der gute Geschmack eines Journalisten erfodert, daß er auf diesen Artikel aufmerksam sey. Wenn ein Werk der Mühe, gelesen zu werden, nicht werth ist, so muß man es lieber nicht ankündigen, als auf denjenigen schimpfen, der es herausgegeben hat. Es ist schändlich und niederträch=

derträchtig, wenn man ein Werk mit beissendem Witze tadelt, blos um das Publikum auf Kosten des Verfassers lachen zu machen.

Das Amt und die Verrichtung eines einsichtsvollen Journalisten ist in einem Lande, wo man sich in den Wissenschaften übet, eben so nothwendig, als rühmlich. Wie viel ist das Vaterlaud nicht einem Schriftsteller schuldig, der sich alle Woche oder alle Monate einkerkert, um eine erklärende Beurtheilung der Bücher, welche gedruckt werden, herauszugeben und das Genie seiner Nation kennen zu lehren. Dieß ist der wohlfeilste und kürzeste Weg, das Licht zu verbreiten und vernünftig urtheilen zu lernen. *XXIX.* Brief.

Wenn die Kritik vernünftig und gegründet ist, wenn der Journalist ohne Ungedult, ohne üble Laune, ohne Parthеylichkeit, nach den Regeln der Gerechtigkeit und des Geschmacks das Kunstrichteramt versieht, so erfüllt er seine Pflicht zur Zufriedenheit des Publikums. Ebendaselbst und *LXXIII.* Brief.

Man hat oft den kaum entstehenden Fähigkeiten den Muth benommen, indem man allzustreng geurtheilt hat. Ich kenne kein Werk, weder unter den alten noch unter den neuern, in welchem man nicht Fehler finden würde, wenn man alles tadeln wollte. *LXXIII.* Brief.

Ein Werk ist nicht immer so mittelmäßig, als man es vorgiebt. Grundsätze, Absichten, Schönhei-

Schönheiten, umständliche Beschreibungen darinn, machen es wichtig. Einige Nachläßigkeiten in der Schreibart machen ein Buch nicht ganz ungestaltet. Die Schreibart ist nur die Rinde; und zuweilen ist ein Baum gut, obgleich die Rinde nichts taugt. *LXXIX.* Brief.

Die Schriftsteller haben die Nachsicht der Journalisten und die Journalisten selbst die Nachsicht des Publikums nöthig, denn es ist nichts ganz vollkommen. *LXXIII.* Brief.

Kirche.

Wir werden die Kirche nicht eher vollkommen kennen, als bis wir in dem Schoose Gottes seyn werden, aus welchem sie ursprünglich herrühret und gegen welchen sie sich, als gegen ihr höchstes Glück, unaufhörlich wendet. Die Welt ist hiernieden ein Schleyer, der uns das helle Licht derselbigen verstecket, und dieser muß nothwendiger weise zerrissen werden und verschwinden, damit wir diese göttliche Kirche in ihrer ganzen Schönheit und in ihrer ganzen unermeßlichen Grösse sehen können. Wie viele an Werken und an Worten mächtige Menschen zwischen Adam und dem letzten der Auserwählten, der diese geheimnißvolle Kette, in welcher alle himmlische Geister und alle Heiligen begriffen seyn werden, schliessen wird!

Diese

Diese Kirche besteht, so unermeßlich groß sie ist, in dem Herzen jedes Gerechten, nach dem Verhältnisse der christlichen Liebe, welche ihn auf das innigste mit allen Einwohnern der Erde und des Himmels, sogar mit den Menschen verbindet, welche noch nicht gebohren sind und welche, durch die Wirkung einer unendlichen Barmherzigkeit, einst Christo zugehören sollen; denn so groß ist die Vereinigung, welche alle Auserwählten verbindet, daß diejenigen, welche gestorben sind, so wie diejenigen, welche noch leben und sogar diejenigen, welche des Tages Licht noch nicht gesehen haben, ein Ganzes zusammen ausmachen, welches man nicht von einander trennen oder absondern kann; und eben dieses beweiset, obgleich wir selten daran gedenken, daß man grosse Stärke und einen weiten Umfang besitzt, wenn man durch so mächtige Bande vereinigt wird. Die Theilchen des Goldes sind, unerachtet ihrer engen und dauerhaften Zusammenfügung, dennoch nicht so dicht mit einander verbunden, als es die Freunde Gottes sind, weil nichts sie auflösen noch zertheilen kann.

Es gehöret das ganze Leben eines Menschen und zwar eines sehr frommen und sehr gelehrten Mannes dazu, um eine vortrefliche Abhandlung über die Kirche zu verfertigen. Es finden sich so viele Wunder, so viele Geheimnisse, so viele Schönheiten darinn, daß die Seele Mühe hat, alles zusammen zu vereini-

gen und ein Ganzes daraus zu machen, welches des Gegenstandes würdig sey. Alles was den Menschen blendet, verliert seinen Schimmer, wenn von dem ewigen Worte und dessen unaussprechlichen Wirkungen, welche zum Erfolg die Kirche haben, die Rede ist; denn sie hat ihre Vollkommenheit und ihre Würde in der Krippe und am Kreuze erhalten.

Der schöpferische Hauch, welcher den ersten Mensch belebte, war der Keim der Kirche, der vom Adam auf den Abel und nach und nach in das Herz aller Gerechten, bis an das Ende der Zeiten gekommen ist und in der ansteckenden Seuche der Jahrhunderte, der Weltgegenden und der Nationen gar nicht hat befleckt werden können.

Die Laster, welche die Kirche umgeben, bleiben immer um sie herum, ohne sie zu verunreinigen. Sie schwimmt oben über allen Ungerechtigkeiten, mit welchen diese Welt angefüllt ist, und die Sünder, welche sich in ihrem Schoose befinden, dienen nur dazu, sie schöner und verehrungswürdiger zu machen.

Die Menschen von Fleisch und Blut, welche den Glauben nicht haben, können sich gar nicht vorstellen, daß die Kirche, welche sie nur nach dem äusserlichen Scheine beurtheilen, so wunderbar seyn solle; indessen kettet sie alle sichtbare und unsichtbare Dinge zusammen, und die Welt selbst ist nur dazu erschaffen worden, um ihr Kinder zu geben;

Ich

Ich stelle mir sie vor als einen Baum, dessen oberster Gipfel die Himmel berühret, dessen Wurzel bis in die tiefesten Abgründe dringt, und gegen welchen alle Gewitter losstürmen, ohne ihn weder beschädigen noch umstürzen zu können. Nun sind es schon bald sechstausend Jahre, daß dieser Baum ununterbrochen unter dem Namen des Alten und des Neuen Testamentes steht, und unter seinem Schatten haben die Apostel, so wie die Patriarchen, die Kirchenväter, so wie die Propheten, ihr Heil und das Heil einer unendlichen Menge Seelen, die sie gehorsam und folgsam angehört haben, gewirkt.

Nichts ist dem äusserlichen Scheine nach, schwächer, als die Kirche, welche zum sichtbaren Oberhaupte und zu Mitgliedern Menschen von Fleisch und Blut hat, die allerley Leidenschaften unterworfen sind; welche keine andere Waffen und keine andere Gewalt hat, als jene Worte Christi: Gehet hin, prediget allen Nationen; ich bin bey euch bis an das Ende der Welt. Aber nichts ist innerlich stärker; denn sie wird unaufhörlich von dem heiligen Geiste geleitet und erleuchtet und Gott selbst ist ihr vester Wall. Er strecket immer seine Hand aus, so oft sie seine Hülfe nöthig hat und zu der Zeit, da alles verloren zu seyn scheint.

Sie hat in einem mystischen Verstande alles, was diese körperliche Welt hat, ein jener Hitze,

welche die Metalle in der Erde zur Zeitigung bringt, gleiches, aber ganz göttliches Feuer, das sie ununterbrochen belebt und erhält; eine Sonne, welche sie sogar mitten in der Nacht beleuchtet; eine Fruchtbarkeit, welche sie für die Zeit und für die Ewigkeit aufkeimen und Frucht bringen läßt; einen wunderbaren Thau, der sie verschönert und der sie erfrischet; wie die Natur, hat sie ihre Diamanten, ihre Perlen, ihre Metalle, ihre Pflanzen, ihre Blumen. Ihre Sacramenten gleichen den Flüssen; ihre Gebete den süssen Düften des Weihrauchs; ihre guten Werke den köstlichen Früchten, welche die Erde hervorbringt; ihre Diener den Gestirnen, welche uns leiten und uns beleuchten.

Es ist ein solches Verhältniß, eine solche Uebereinstimmung unter allen Werken Gottes, daß dasjenige, was körperlich ist, demjenigen zu Hülfe kömmt, was geistig ist; daß das, was sichtbar ist, sich mit den unsichtbaren Dingen vereinigt, um ein Ganzes auszumachen, welches Gott preiset und seine Vortreflichkeit und seine Grösse zu erkennen giebt.

Die Kirche ist so alt, sie erstrecket sich so weit, sie fasset so viele Gegenstände in sich, daß sie aus allen Jahrhunderten und aus allen Ländern nur einen Punct macht, durch die genaue Richtigkeit, mit welcher sie dieselbigen mit einander vereinigt. Sie macht aus allen denenjenigen, deren Compaß und Mutter sie ist, nur einen Auserwählten durch die Gleich-

förmigkeit

förmigkeit, welche sie in ihren Glauben, in ihre Hofnung, in ihre christliche Liebe legt. Wenn man die vollkommene Uebereinstimmung sieht, welche unter allen Gliedern Christi herrschet, so sollte man sagen, es wäre nur ein einziger Mensch, der betet, es wäre nur ein einziger Mensch der handelt.

Jede von der Kirche getrennte Person hat besondere Meynungen über die Religion; jede Secte hat eine ihr eigene Art zu denken; aber in der Gesellschaft, die aus den Auserwählten besteht, ist nur ein Glauben, eine Taufe, und jeder, der die Kirche nicht höret, soll, nach dem ewigen Ausspruche, für einen Publican oder für einen Heiden gehalten werden.

Dieß ist diese Kirche, welche hiernieden unter einem sichtbaren Oberhaupte streitet, welche der Meßias mit seiner Gewalt begabt hat, welche in dem Fegfeuer unter der Gerechtigkeit eines Gottes, den man nicht sehen kann, ohne vollkommen rein zu seyn, leidet, und welche in dem Himmel selbst in dem Schoose der Barmherzigkeit und der wahren Herrlichkeit triumphirt. *CLI.* Brief.

Kirchenväter.

Das Lesen der Kirchenväter macht mit der wahren Beredsamkeit bekannt. Es ist gut, wenn man sich solche frühzeitig zu Mustern vorsetzt, um mit der Folge der Zeit in der

Schreibart oder im Predigen glücklichen Fortgang zu haben. (*CIII.* Brief.) Sie sind erhaben, wenn sie uns von der Moral und von den Lehrsätzen sprechen. Ihre Sprache scheint nichts menschliches zu haben (*CLI.* Brief.); sie sind die Seele der christlichen Beredsamkeit.

Die Kirche hält es sich zum Ruhme, daß sie die Werke derselbigen als lauter Zeichen der über ihre Feinde erhaltenen Siege vorzeigen kann, und jeder Christ soll sie mit innerm Vergnügen lesen. Je tiefer man sie studirt, desto mehr Licht findet man in ihnen.

Jeder Kirchenvater hat einen ihm besonders eigenen Geist. Das Genie des Tertullianus ist dem Eisen gleich, so das härteste zerbricht und nicht nachgiebt; das Genie des H. Athanasius ist dem Diamant ähnlich, welchen man weder verdunkeln noch weich machen kann; das Genie des H. Cyprianus dem Stahle, der auf das empfindlichste schneidet; das Genie des H. Chrysostomus dem Golde, dessen Werth seiner Schönheit gemäß ist; das Genie des H. Leo jenen Zierrathen, welche das auszeichnende Sinnbild der Grösse sind; das Genie des H. Hieronymus dem Erz, welches weder Pfeile noch Schwerdter scheuet; das Genie des H. Ambrosius dem Silber, welches dicht und glänzend ist; das Genie des H. Gregorius einem Spiegel, in welchem sich jeder erkennet;

das

das Genie des H. Augustinus sich selbst, weil er, ob er gleich allgemein ist, dennoch in seiner Art seines Gleichen nicht hat. Der H. Bernhardus, dieser letztere Kirchenvater nach der chronologischen Ordnung, kann mit jenen Blumen verglichen werden, welche die Natur mit einer Art von Sammet überzogen hat, und welche einen vortreflichen Wohlgeruch ausduften. Herr Bossuet, welchen die Franzosen durch ein übereiltes Urtheil, das man nicht unterschreiben kann, bis die allgemeine Kirche den Ausspruch darüber gefället hat, unter die Kirchenväter zählen, war eine brennende und hellleuchtende Lampe, deren Licht niemals verdunkelt werden wird.

Man kann sich nicht besser unterrichten, als durch das Lesen der Kirchenväter, und besonders der Werke des H. Augustinus. Nichts entfährt seinem scharfsichtigen Blicke; nichts ist für ihn zu tief verborgen noch zu hoch erhaben; er drängt sich zusammen und breitet sich aus, er ist allein und gesellschaftlich, je nachdem es die Gegenstände, die er abhandelt, erfodern, und immer eben so wichtig, eben so reizend; immer erhebt er die Seele in Gottes Schoos; er scheint den Schlüssel zu diesem Heiligthume zu haben und er führet diejenigen unvermerkt hinein, welche sich mit seinen herrlichen Gedanken nähren. Besonders ist er in den Materien von der Gnade zu bewundern. Ach! wollte Gott, daß seine Lehre über diesen

Punct die veste Regel aller Schulen und aller Seelen wäre! frevelhafte Schriftsteller würden es nicht gewagt haben, unerforschliche Tiefen ergründen zu wollen, und die Gnade Christi würde alle ihre Rechte und der Mensch seine Freyheit behalten haben.

Es ist schade, daß man die Kirchenväter fast gar nicht mehr ließt und daß sogar diejenigen, welche nöthig haben, sich Raths bey ihnen zu erholen, sich auf Auszüge verlassen, welche oft ungetreu und immer zu kurz gefaßt sind. Die Geistlichen und die Bischöffe machten sich ehedessen eine Pflicht daraus, die Kirchenväter zu lesen, und heute zu Tage kennet man sie, so zu reden, nicht, als nur dem Namen nach; daher sind in vielen Ländern magere Gerippe von Theologie, ohne Seele noch Leben, Studenten, die nichts als sophistische Spitzfindigkeiten kennen, und eine solche Art zu unterrichten entstanden, die nur Worte enthält, in welcher man aber keinen Kern noch Saft findet.

Ein Geistlicher, der nichts mehr mit der Welt zu thun hat, als nur sie zu unterrichten und zu erbauen, soll es sich also zur Pflicht machen, täglich die Werke der Kirchenväter zu lesen. Er darf nur anfangen, denn er wird dieselbigen nicht mehr verlassen können. Sie sind immer bey Gott und sie werden uns zu sich nehmen, wenn wir uns täglich mit ihren Schriften nähren. Wenn man sie ließt, so ließt man die heilige Schrift; denn sie erklären

diesel-

dieselbige meisterlich und führen sie bey jeder schicklichen Gelegenheit an. Wenn man die Kirchenväter ließt, so sammelt man sich einen tausendmal kostbarern Schatz, als die ganze Erde und alle Würden und Ehrenstellen nicht besitzen. *CXVI.* Brief.

Krankheiten.

Die Krankheiten sind, wenn sie von keiner Ausschweifung herrühren und uns gerade von Gott zugeschickt sind, die beste Busse, um unsere Fehler und unsere Irrthümer abzubüssen. Sie verbreiten eine heilsame Bitterkeit über die Freuden dieses Lebens; sie verdunkeln die Gegenstände, welche uns zu blenden schienen; sie ziehen uns unvermerkt von allem, was sterblich ist, ab und sie machen uns mit dem Tode bekannt.

Niemals fühlt man das Nichts seiner selbst besser, als zur Zeit einer starken Krankheit. Alsdann sehen wir, daß unser Körper wirklich nichts anders ist, als ein Gebäude, dessen Mauern in dem Augenblicke einstürzen, da wir es am wenigsten vermuthen.

Der Mensch wird, von dem Augenblicke seiner Geburt an, allen Gebrechlichkeiten zinnsbar; er ist allen Zufällen ausgesetzt und er kann alles, was ihn umgiebt, als die nahe Gelegenheit zu seinem Untergange ansehen.

Die Seele muß dasjenige wieder gewinnen, was die Sinne verlieren. Wenn der Körper schwach wird, so muß sie ihn im Geiste verlassen, um sich lebhaft mit Gott zu vereinigen. Dieß ist das einzige und wahre Mittel, sich über den Kummer und das Leiden zu erheben; denn alle mögliche Glückseligkeit findet sich in Gott. Die stärkste Krankheit ist für einen christlichen Philosoph, der sich nur mit geistigen Dingen beschäftigt, nichts anders, als ein schwacher Stich. Wenn die Stoiker standhaft litten, ohne andere Bewegungsgründe zu haben, als einen eiteln Stolz; so ist es eine Schande für die Christen, welche immer mit ihrem Oberhaupte auf dem Calvariberge seyn sollen, wenn sie unter der Heftigkeit des Uebels erliegen.

Aber, ach! man giebt schöne Lehren; und man ist oft nur in der Betrachtung unerschrocken. Nachdem man sich die besten Sachen zur Aufrichtung gesagt hat, so beschäftiget man sich mit den Schmerzen, die man empfindet, weit mehr, als man sollte. Indessen je heftiger sie sind, desto mehr sollte man den Himmel zum Augenmerk haben, als den einzigen Ort, wo es weder Kummer noch Krankheiten mehr giebt. *CLXXXII.* Brief.

Leichenrede.

Eine Leichenrede ist nur in so weit schön, als sie malerisch ist, und Kraft und Wahrheit

Wahrheit den Pinsel halten. Die meisten Lobeserhebungen steigen in die Gruft derjenigen, die man lobt, hinab, weil es nur eine vergängliche Beredsamkeit ist, die der Witz gezeuget hat und deren Glanz nur ein falscher Schimmer ist.

In einer Leichenrede muß sich der Geist eben so hoch emporschwingen, als der Held, und die Grösse der Seele, die sein Hauptcharakter war, muß auf eine würdige Art ausgedrückt werden.

Der Leichenredner muß so sehr Geschichtserzähler, als Redner seyn; jedoch so, daß seine Erzählung weder matt noch trocken werde. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer muß er immerfort durch grosse, der Majestät der Kanzel sowohl als der erhabenen Grösse des Helden würdige Züge von neuem erregen.

Vergebens würde er allen rednerischen Prunk zu Hülfe rufen, wenn die rhetorischen Blumen ihn nicht von selbst aufsuchen. Die Beredsamkeit ist nur in so weit schön, wenn sie natürlich und fliessend ist und aus der Grösse des Gegenstandes entsteht. Gezwungenes Lob ist kein Lob, sondern Vergrösserung.

Der Redner muß aus der Asche seines Helden eine Tugend aufsteigen lassen, die seinen Zuhörern ans Herz greift und dieselbigen in ihn selbst verwandelt, damit sie nur von ihm allein ganz eingenommen seyen.

Keine umständliche Kleinigkeiten, keine wunderbare und ausserordentliche Dinge, keine schwülstige Ausdrücke! Das Erhabene muß, so viel es möglich ist, mit dem Gemäßigten zusammengeschmolzen werden, damit jene angenehme Schattirungen daraus entstehen, welche die Reden rührend und angenehm machen. Ein sorgfältig gewählter passender Text kündige den ganzen Entwurf der Rede an und schildere den Held vollkommen. Die Eintheilung ist der Probierstein eines Lobredners; wenn diese nicht glücklich gewählt ist, so kann die Rede unmöglich schön seyn.

Die Moral muß mit behutsamer Sparsamkeit ausgestreuet werden, so daß sie sich von selbst an ihren gehörigen Platz zu stellen scheine, und daß man sagen könne, sie wäre nirgends besser, als hier, dieß ist ihr Ort.

Man muß sich vor den allgemeinen Materialien hüten. Jederman muß den Held sehen und nicht den Redner bemerken. Den so fein als bescheiden ertheilten Lobeserhebungen muß man einen Schwung geben, der sie bis zu Gott aufsteigen mache.

Wenn man die Seele nicht durch glückliches Ueberraschen und durch grosse Bilder bewegt, so wird das Werk nur eine Arbeit des Witzes seyn, und, statt ein Denkmaal errichtet zu haben, wird man nur der Verfasser einer blossen Grabschrift seyn.

Vor

Vor allen Dingen muß man ans Herz reden, indem man es mit schrecklichen Wahrheiten erfüllet, die von dem Leben abziehen und die alle Zuhörer in die Gruft des Helden steigen machen.

Das Alter seiner Kindheit muß man nur ganz kurz berühren. Alle Menschen sind einander gleich, bis auf den Zeitpunct, da ihre Vernunft anfängt, Stralen von sich zu geben.

Die Perioden müssen weder zu lang, noch zu kurz abgebrochen seyn; es ist keine Kraft in einer Rede, wenn sie in Stücke zerhackt ist.

Der Eingang muß majestätisch, aber nicht schwülstig seyn; die erste Periode muß etwas Grosses ankündigen. Ich vergleiche den Anfang einer Leichenrede mit der Vorderhalle eines Tempels; wenn ich diese majestätisch befinde, so schliesse ich darnach auf die Schönheit des Gebäudes.

Man zeige in der größten Stärke, wie der Tod die Tronen umstürzt, die Scepter zerbricht, die Päbstlichen Kronen mit Füssen tritt und die weltlichen Kronen zergehen läßt, und man stelle auf diese Trümmer den Genius des Helden, welchen man lobt, wie er nichts von dem Verfalle der Zeit zu befürchten hat und dem Tode Trotz beut, seinen Ruhm zu verdunkeln und seinen Namen zu vertilgen.

Mit einem Worte, man lasse Blitz und Donner schiessen, aber man behalte sich die Wolken vor, welche das Licht desto stärker heraustreiben und einen in die Augen fallenden Abstand verursachen. *CIV.* Brief.

Lesen

Lesen.

Niemals hat man mehr gelesen, als in diesem Jahrhundert und vielleicht hat man niemals so schlecht gelesen. Man will die Werke nur obenhin kennen, um das Recht zu haben, von allem zu reden, und meistens um das traurige Vergnügen zu geniessen, Streitigkeiten zu erregen. Dieser doppelte Misbrauch ist schuld daran, daß die Bücher der Raub einer Menge Leser werden, welche keinen andern Nutzen daraus ziehen, als daß sie unnütze Sachen daraus lernen, oder ihren Verstand mit falschen Begriffen anfüllen; denn aus allzugrosser Neigung zum Streiten glaubt man endlich, daß alles problematisch ist, oder man beharret mit hartnäckigem Eigensinne auf irgend einer falschen Meynung.

Es wäre gut, wenn die Menschen nur diejenigen Bücher aussuchten, welche einige Beziehung auf ihren Stand, auf ihr Glück, auf den Geschmack hätten, den sie natürlicher weise für die Ordnung und für die Wahrheit haben sollen; aber gleich, als hätte das Leben eine Menge von Tagen und Jahren, die man der Thorheit und der Neugierde aufopfern könnte, lesen sie ohne Unterschied alles, was ihnen unter die Hand fällt. Sie bilden sich nicht ein, wenn sie lesen, daß ihr Lesen in ihrem Verstande und in ihrem Herzen Wurzel fassen wird; und dennoch, wenn sie fünfzehn bis zwanzig

Jahre lang gelesen haben und ernstlich in sich kehren wollen, erkennen sie, daß ihr Verstand nicht mehr das ist, was er war, sondern daß er ein Auszug aus allen den Werken geworden ist, welche sie durchgelesen haben. Daher entstehen sowohl jene allgemeine Verwirrung der Begriffe, die man bey dem nemlichen Menschen findet, als auch jene falschen Schlüsse und Widersprüche, die ihn nach jedem Winde drehen.

Das Lesen ist eine Nahrung, welche den Saft unsers Verstandes, wenn man sich also ausdrücken darf, hergiebt, so wie die körperlichen Nahrungen den im Magen zubereiteten Milchsaft liefern, der zu unserer Erhaltung dienet. Die Seele will, so wie der Körper, genährt seyn, obgleich auf eine ganz verschiedene Art, und wenn sie sich nicht mit Lesen sättiget, so suchet sie ihren Unterhalt in Geschäften und Unterredungen. Die schmachtenden Seelen sind gemeiniglich diejenigen, die sich mit Nichts nähren, da man hingegen Kraft und Stärke an denjenigen bemerket, welche sich in guten Büchern üben.

Die schönen Wissenschaften sind nur Leckerbissen für den Verstand; aber die höhern Wissenschaften sind Gerüchte voll Kraft und Nahrungssaft; und um die Seele und den Verstand auf einmal zu befriedigen, thut man sehr wohl, wenn man kann, belustigende Bücher und Bücher zum Nachdenken zu lesen.

Man muß das angenehme mit dem wesentlichen verbinden, nach dem Rath des Apostels: alles, was liebenswürdig ist, alles, was erbauet und rühmlich ist, dieses beschäftige euere Gedanken.

Nichts ist trauriger, als sein Leben mit schlechtem Lesen zubringen. Nur alsdann ließt man recht, wenn man sich an das lesen solcher Bücher hält, welche die Kräften der Seele nähren und sie in der Ordnung erhalten, die Gott ihnen vorgeschrieben hat.

Man sollte die jungen Leute mit Nachdenken und mit Nutzen lesen lehren. Gemeiniglich endigen sie ihre Studien, ohne zu wissen, wie sie aus dem Lesen Nutzen ziehen sollen, denn man hält sich nur allein daran, ihr Gedächtniß zu üben; so daß sie sich einbilden, sie hätten recht gelesen, wenn sie dasjenige behalten haben, was für sie auffallend gewesen ist.

Die Verrichtung der Seele, welche die Gedanken anderer sammelt, um sie zu verdauen und zu ihrem eigenen Nahrungssafte zu machen, wenn sie dieser Mühe werth sind, ist den meisten jungen Leuten ganz und gar unbekannt. Sie wissen nicht, daß ein gutes Buch dazu gemacht ist, um langsam und mit Geschmack gekostet zu werden und den Verstand sowohl als das Herz zu nähren; und man ließt sein ganzes Leben hindurch, ohne dadurch besser zu werden.

Es ist eine grosse und seltene Gabe, die Jugend wohl zu erziehen und es ist eine sehr nützliche Wissenschaft, wenn man mit Nutzen zu lesen weiß; aber so, daß man immer sein selbst bleibt, daß man sich nicht in eben soviele einzelne Wesen vervielfältigt, als man Schriftsteller studirt; denn in diesem Falle würde man ein seltsamer Sammelplatz von Meynungen und Begriffen werden, die man hier und da geschöpft hätte.

Wenn das Lesen nützlich seyn soll, so muß es unserm Verstande so unterworfen seyn, daß er darüber urtheilen könne, indem er es mit dem Lichte der Vernunft und der Religion, diesen zwo Säulen, auf welche alle unsere Urtheile sich stützen sollen, vergleicht.

Wie vortheilhaft wäre es, wenn irgend ein berühmter Schriftsteller uns ein gutes Werk über die Art, recht zu lesen, herausgäbe! Dieses Buch würde sehr nützlich seyn, wenn es gleichsam ein sicherer Compaß für alle diejenigen wäre, die mit Nutzen studiren wollen; es wäre aber nothwendig, daß Absichten, Grundsätze und Regeln, die sich leicht anwenden liessen, darinn enthalten wären; denn in allem, was man unternimmt, muß man den Verstand nicht zu sehr anstrengen, wenn man sein Vorhaben glücklich ausführen will.

Ein Lesen, welches unsern Verstand aus seiner Sphäre zieht, um ihn in Wirbelkreise, in denen er sich verirret, zu werfen, ist ein

sehr gefährliches Lesen. Jedesmal, so oft man gelesen hat, muß man sich befragen und untersuchen, ob die Begriffe und die Gesinnungen dabey gewonnen oder verloren haben; denn wir haben in uns selbst einen geheimen Mahner und eine Vernunft, welche uns von allem dem, was in uns vorgeht, getreu Rechenschaft geben, wenn wir die Vorurtheile und die Leidenschaften bey Seite setzen und uns befleißigen, uns selbst um Rath zu fragen.

Jedes Buch, welches uns nicht dazu dienet, unsere Begriffe recht in Ordnung zu setzen, so wie auch unsere Begierden wohl zu mäßigen, ist wenigstens ein unnützes Buch, wenn es auch nicht gefährlich ist; denn wir müssen, sogar bis in unsern Belustigungen, Nutzen zu finden wissen. *CXL.* Brief.

Die Begierde nach guten Büchern ist eine schöne Leidenschaft, besonders wenn man dieselbigen seinem Gedächtnisse und seinem Herzen einprägt. *CXLI.* Brief.

Lobrede.

Die Lobrede überhaupt ist eine Schreibart, die nicht einer Predigt ähnlich seyn muß; es gehören Blitzstrahlen dazu, aber diese müssen auf einem Grunde von Moral glänzen, so die Grundveste der Reden seyn muß. Wenn man

nur

nur lobt, so unterrichtet man nicht, und wenn man nur allein unterrichtet, so rühmet man seinen Helden nicht.

Die Geschicklichkeit des Redners besteht darinn, daß er mitten aus der Lobeserhebung selbst einsichtsvolle Anmerkungen herausziehe, welche die Besserung der Sitten zum Gegenstande haben; aber vor allen Dingen sey er dafür besorgt, daß er niemals eine Lobrede auf einen Heiligen auf Kosten der andern halte. Nichts ist ein grösserer Beweis von dem geringen Verstande des Redners. Jede berühmte Person hat ihr Verdienst und dadurch beschimpft man das Andenken eines Dieners Gottes, der sich für den geringsten unter allen gehalten hat, wenn man seinen Ruhm zum Nachtheile eines andern Heiligen erhebt.

Man gehe nicht zu weit von seinem Gegenstande ab. Man verfehlet seinen Zweck, wenn man sich an etwas anders hält, als an das Lob dessen, den man loben will.

Nur nicht matt geworden in einer Lobrede; keine gezwungene Gleichnisse, sie müssen von dem Gegenstande selbst entstehen; keine unnütze Worte, sie müssen alle unterrichten; keine schwülstige Redensarten, sie müssen alle natürlich seyn. Das Herz muß in der Rede der Redner seyn, und nicht der Witz. Der Witz muß für die Academien vorbehalten werden, wenn irgend eine Lobrede daselbst zu halten ist; aber die Würde der Kanzel, die Heiligkeit des

Tempels, die Vortreflichkeit des Gegenstandes, sind uuendlich über die Gegensätze, die witzigen Einfälle und die Wortspiele erhaben.

Die menschliche Beredsamkeit ist dazu gemacht, menschliche Thaten zu loben; aber es gehöret eine göttliche Beredsamkeit dazu, göttliche Männer zu rühmen. Bey den Dichtern muß man die Blumen nicht pflücken, mit welchen man die Auserwählten krönet, sondern bey den Propheten. *LXXVIII.* Brief.

Lobrede des Heil. Paulus.

Es ist keine kleine Unternehmung, eine Lobrede auf den heiligen Paulus zu schreiben; man müßte eine eben so grosse Seele haben, als der Lehrer der Heiden, um ihn auf eine seiner würdige Art zu preisen. Sein Lob ist das Lob der Religion; er ist so genau mit ihr verbunden, daß man ihn nicht allein und besonders loben kann.

Bey diesem grossen Apostel ist der nemliche Geist, der nemliche Eifer, die nemliche christliche Liebe. Welche flüchtige Feder, wenn man seine Reisen und seine apostolischen Arbeiten beschreiben will! Er eilet eben so schnell, als der Gedanke, wenn es darum zu thun ist, ein gutes Werk zu unternehmen; und er ist ganz allein von Christo eingenommen, wenn er das Evangelium verkündigt. Nach der Art, wie er sich auf mancherley Seiten zeigt, sollte man

man sagen, er allein mache die ganze Gesellschaft der Apostel aus. Er ist fast zur nemlichen Zeit zu Lande, zur See, immer wachsam für das Heil der Glaubigen, immer den Palmzweig der Martyrer sehnlich wünschend, immer sich emporschwingend gegen die Ewigkeit. Niemand war je ein so guter Bürger, noch so ein trauter Freund. Er vergißt nichts; er erinnert sich an die geringsten Dienste, die man ihm erzeigt; mit jedem Schlage seines Herzens steigt ein Verlangen gen Himmel, der ihn erleuchtet hat, eine Regung zu Christo, seinem Bekehrer, und eiu Dankopfer gegen die Christen auf, die ihm hülfreichen Beystand geleistet haben.

Alles muß schnell seyn, wie ein Feuer, in der Lobrede des grossen Apostels, dessen Eifer niemals ruhete. Die Zuhörer müssen glauben, daß sie ihn sehen und ihn hören, und sie müssen sagen können: er ist es selbst, hier ist er. Man muß mit ihm alle Macht der Gnade vorstellen, und, so wie er, diejenigen zu Boden stürzen, welche die unumschränkte Macht Gottes über das Herz des Menschen verkleinern wollen. Man muß, so wie er, wider die falschen Propheten und wider die Verderber der Sittenlehre eifern. Endlich muß man einen kurzen Begriff seiner verschiedenen Briefe beybringen und solche von den Flammen der christlichen Liebe brennend und von dem Lichte der Wahrheit strahlend vorstellen. *LXXVIII.* Brief.

Maler,

und Bildhauer.

So lange Ausdruck in einem Gemälde seyn wird, so lange kann ein Maler mit seinem Werke zufrieden seyn. Dieß macht das hauptsächliche Wesen davon aus und läßt viele Fehler entschuldigen, die man einem gemeinen Maler nicht hingehen lassen würde.

Man muß Genie haben, und zwar sein eigenes Genie. Dieß wird zum Maler, so wie zum Dichter erfodert. Carrache würde, unerachtet seines lebhaften und kühnen Pinsels, nichts gethan haben, wenn er nicht jenen Trieb des Geistes gehabt hätte, der Eifer und Feuer verleiht. Man erkennet in seinen Gemälden eine Seele, die spricht, die erhitzet, die begeistert. Man glaubt, vor lauter Bewunderung er selbst zu werden und sich ganz von der Wahrheit seiner Bilder einnehmen zu lassen.

Wenn der grosse Maler, den man zum Muster gewählt hat, denjenigen belebt, der ihn gewählt hat, so wird dieser ihn auf der Leinewand von neuem wieder aufleben machen. Wenn er auch nur sein Schatten wäre, so würde er Hochachtung verdienen. Der Schatten eines grossen Mannes ist nicht ohne wirkliches Wesen.

Die Natur muß immer der Gesichtspunct eines jeden Menschen, der malet, seyn; und, um

um sie recht auszudrücken, muß man sich nicht gewaltsam anstrengen. Man wird riesenförmig bey den Malern, wie bey den Dichtern, wenn man den Geist gewaltsam anstrengt, um etwas zu verfertigen. Wenn der Kopf die gehörigen Hülfsglieder hat, um ein Werk auszuarbeiten, so fühlet man, wie man von einem unwiderstehlichen Hange hingerissen wird, die Feder oder den Pinsel zu ergreifen, und man überläßt sich seiner Neigung. Ohne dieses giebt es weder Ausdruck noch Geschmack.

Rom ist die wahre Schule, wo man sich bilden kann; aber so viele Mühe man sich auch immer geben mag, so wird man doch stets mittelmäßig bleiben, wenn man von keinem malerischen Genie angetrieben wird. *LXXXV.* Brief.

Die Profeßion eines Bildhauers leidet nichts mittelmäßiges. Man muß zwo Seelen haben, um wenigstens eine in die Arbeiten zu bringen, welche man verfertigt. Der Bildhauer hat den Vortheil der erhobenen Arbeit, welchen der Maler nicht hat; aber hingegen hat der Maler die Hülfsquelle des Colorits; und auf diese Weise haben die Künste, jede in ihrer Art, ihre Vortheile und ihre Schwierigkeiten. *CXXXIV.* Brief.

Aber die Künstler fangen an, jenes schöpferische Genie zu verlieren, welches ehedessen Wunder wirkte. Die besten Gemälde und die besten Statuen, welche man heute zu Tage

verfertiget, haben nur noch das Ansehen der Nachahmung. Es scheint, als zwänge man den Pinsel, wider seinen Willen zu arbeiten. Es steckt etwas rauhes in den Zügen, anstatt jener markigten Lieblichkeit, welche man an unsern ersten Malern bewundert, und gegenwärtig fehlt uns jener Ausdruck, welcher die Seele der Gemälde ausmacht. *XXXI.* Brief.

Mann,

wie er sich gegen seine Frau verhalten soll.

Ein Mann muß das Vertrauen seiner Frau zu gewinnen suchen, so wird er hernach alles von ihr erhalten, was er verlangen wird. Nur Gedult und Sanftmuth können sie bewegen.

Man muß eine Gattinn niemals quälen, so Unrecht sie auch haben mag; aber man muß solche Mittel ergreifen, die fähig sind, ihr die Augen zu öfnen. Man spreche vernünftig mit ihr; man stelle sich sogar, als nähme man ihre Meynung an, nur um den Schein des Widerspruchs zu vermeiden und unvermerkt macht man durch höfliche Vorstellungen, durch rührende Gründe, durch offenherzige Erklärungen, daß ihr die Moral, welche man predigt, gefällt; aber man muß weder die pedantische Mine, noch den Moralistenton annehmen.

Vor

Vor allen Dingen beklage sich ein Mann niemals über seine Gattinn vor seinen Kindern, und noch weniger vor seinem Gesinde. Sie würden geneigt werden, die Ehrerbietung gegen sie zu verlieren und vielleicht sogar sie zu verachten.

Die Weiber verdienen Achtung, um so mehr da fast immer die üble Laune der Männer oder häuslicher Verdruß sie mürrisch und zänkisch macht. Ihre schwache Beschaffenheit erfodert Nachsicht, so wie auch ihre Verfassung, die ihnen nicht erlaubt, sich so leichtlich Veränderungen zu machen, als wir, die wir unser Leben in die Geschäften, das Studiren und die Amtspflichten eintheilen. Während dem der Mann seines Vortheils oder seines Vergnügens wegen ausgeht, bleibt die Frau zu Hause eingeschlossen sitzen und beschäftiget sich nothwendiger weise mit den geringsten Kleinigkeiten, folglich mit verdrüßlichen Sachen. Die Weiber, welche gern lesen, haben ein Hülfsmittel; aber man kann seinen Verstand nicht immer anstrengen; übrigens ist eine Frau, welche viel liest, gemeiniglich ein stolzes Weib.

XCII. Brief.

Materie.

Locke läßt in einer Stelle seines Werks merken, daß die Materie denken könne. Dieser Satz kömmt nicht von einem Philosoph,

der gründlich nachgedacht hat. Die Denkungskraft kann keinem andern Wesen eigen seyn, als einem solchen, welches ein nothwendiger weise geistiges und nothwendiger weise denkendes Wesen ist. Die Materie wird niemals das Vorrecht des Denkens besitzen, eben so wenig, als der Finsterniß die Kraft zu leuchten eigen seyn wird, beide enthalten einen Widerspruch in sich; aber man sagt lieber ungereimtes Zeug, als daß man nicht ausserordentliche Dinge sagen sollte. *XXXVIII.* Brief.

Mathematik.

Nutzen derselben.

So groß auch der Umfang der Mathematik ist, so enthält sie doch lauter Dinge, die sehr endlich sind, sobald von Gott die Rede ist. Alle Linien, welche man auf der Erde ziehen kann, sind lauter unendlich kleine Dinge in Vergleichung gegen jenes unermeßliche Wesen, welches weder Gegeneinanderhaltungen noch Beziehungen und Verhältnisse zuläßt.

Die Mathematik giebt dem Verstande eine gewisse Richtigkeit. Ohne sie fehlt es immer an einer gewissen Methode, die nothwendig ist, um die Gedanken zu berichtigen, die Begriffe in Ordnung zu bringen, und sichere, zuverlässige Urtheile zu fällen. Wenn man ein Buch, sogar auch ein moralisches Buch ließt, so

so ist es leicht zu merken, ob der Verfasser ein Mathematiker ist; ich irre mich darinn sehr selten. Der berühmte Metaphysiker, den die Franzosen gehabt haben (der P. Mallebranche,) würde niemals die Untersuchung der Wahrheit verfertigt haben, wenn er nicht ein Mathematiker gewesen wäre. Eben so verhält es sich mit dem gelehrten Leibnitz in Ansehung seiner Theodicee. Man sieht in ihren Werken jene geometrische Ordnung, welche die Vernunftschlüsse enger zusammendrängt, ihnen Kraft und Nachdruck mittheilet und besonders methodisch einrichtet.

Die Ordnung ist eine so schöne Sache, daß es nichts in der Natur giebt, auf welchem nicht das Gepräge derselbigen eingedrückt stehe, und daß es ohne sie keine harmonische Uebereinstimmung giebt.

Auch kann man sagen, daß die Mathematik eine allgemeine Wissenschaft ist, welche alle andere mit einander verbindet und sie unter dem glücklichsten Zusammenhange zeigt.

Die Philosophie ist ohne die Geometrie, was die Arzneykunde ohne die Chymie ist. Die meisten neuen Philosophen reden nur daher so unvernünftig, weil sie keine Kenntniß der Geometrie besitzen. Sie nehmen Trugschlüsse für Wahrheiten an und, wenn sie auch gute Grundsätze voraussetzen, so ziehen sie doch falsche Schlüsse daraus.

Die Blicke eines Mathematikers sind meistentheils sichere Blicke, welche richtig auseinandersetzen und theilweise zergliedern, da hingegen ein Mensch, welcher keine Kenntniß der Mathematik besitzt, auf eine unbestimmte und fast immer ungewisse Art sieht.

Es ist also sehr nützlich, sich der Kenntniß dieser Wissenschaft zu befleißigen, welche unserer Wißbegierde so würdig, und so nothwendig ist, jedoch auf solche Art, daß dieselbige uns keine Zerstreuungen verursache. Man muß immer bey sich selbst zu bleiben suchen, welcher Art von Studien man sich auch widmen mag. *LIX.* Brief.

Mensch.

§. 1 was der Mensch nach seiner natürlichen Beschaffenheit ist.

Der Mensch zeigt sich unter so vielen verschiedenen Gesichtspuncten, er enthält zusammen so viele Widersprüche, daß er nothwendiger weise ein ganz himmlisches Geschöpf oder ein ganz thierisches Wesen zu seyn scheinen muß. Durch seine Seele nähert er sich Gott auf die herrlichste und vertrauteste Art; durch seinen Körper hat er auf die beschämendste und empfindlichste Art Antheil an dem Nichts. Hier ist ein Tag, der durch sein reines und helles

Licht

Licht erfreuet, dort eine Nacht, die durch ihre Finsternisse erschrecket.

Aus diesen verschiedenen Gesichtspuncten erhellet, daß, wenn man eine Beschreibung oder Erklärung von uns nach unsern Eigenschaften und nach unsern Unvollkommenheiten geben will, man die Religion fragen müsse, um richtig zu wissen, wer wir sind.

Das Christenthum, welches gegen alle Klippen in Sicherheit ist, weil es immer eine richtige Mittelstrasse hält, zeigt uns den Mensch auf der Erde und in dem Schoose Gottes, gleichsam in einem doppelten Mittelpuncte, aus welchem wir alle gekommen sind und in welchen wir alle zurückkehren müssen.

Der Mensch mußte, um seine Bestimmung nach der Absicht des Schöpfers zu erfüllen, zu gleicher Zeit irrdisch und geistig seyn. Ohne Körper würde er die körperliche Welt, die er bewohnen sollte, nicht haben geniessen können; ohne Seele würde er Gott nicht haben erkennen noch dazu gelangen können, ihn zu besitzen. Als ein vermischtes Wesen, ist er zu gleicher Zeit den Elementen untergeordnet und über die ganze Welt erhaben. Er wendet und beziehet die Wissenschaften auf tausend angenehme und nützliche Dinge, er bedienet sich derselben mit dem glücklichsten Erfolge, um seine Begriffe zu berichtigen, seinem Verstande einen weitern Umfang zu verschaffen und bis zu der Kenntniß des allerhöchsten Wesens zu gelangen.

Die

Die Erde ohne Mensch ist nichts anders, als eine grosse und weite Wüste; besser gesagt, ein Grab. Sie hat seine Hand nöthig, um angebauet zu werden, sie bedarf seiner Gesellschaft, um bewohnt zu werden; so daß sie ihn mit Recht für ihren Herrn und ihren Regent hält. Sie ist auch aufmerksam darauf, seine Herrschaft und seine Sorgfalt zu erkennen, indem sie ihm, nach dem Laufe der verschiedenen Jahrszeiten, die schönsten Blumen und die vortreflichsten Früchten darbeut.

§. 2. Geistiges, unkörperliches, unsterbliches Wesen der Seele.

Es ist eine bewundernswürdige Sache, wenn man sieht, wie die Seele sich bis zu einem Sterne hinaufschwingt und wie sie wieder auf ein Sandkorn zurückfällt; wie sie sich in dem unermeßlichen Raume der Himmel ausbreitet, und wie sie wieder in sich selbst hineinkriecht; wie sie das Licht erkläret, wie sie ein Insect zergliedert, wie sie unaufhörlich verlangt, und wie sie in ihren Kräften eingeschränkt ist; auch kann man mit dem Dante sagen: **Die Seele ist das größte Wunderwerk der Welt.** *XIV.* Brief.

Die Seele ist in ihrem manchfaltig abwechselnden Unterschiede eben so bewundernswürdig, als in ihren Begriffen. So geistig und

so einfach sie ist, so vervielfältigt sie sich doch, gleichsam als wäre sie wirklich theilbar. Sie reißt sich von unsern Sinnen los, wenn sie die körperliche Materie abschütteln will, um die tiefen Gründe der Metaphysik zu erforschen; dieß beweißt, daß sie ein Geist ist. Wenn man bedenkt, daß aus ihr alle die Werke hervorkommen, welche unsere Büchersäle anfüllen, so kann man sich nicht enthalten, sich selbst zu bewundern und froh darüber zu seyn, daß man in sich den Keim sovieler Kenntnisse und Begriffe besitze. *XXXVIII.* und *CXXXV.* Brief.

Indem die Seele den Körper mit jedem Augenblicke erinnert, daß sie seine Beherrscherinn ist und indem sie ihn sich nach ihrer Willkühr gehorchen machet, lehret sie den Mensch, daß in ihm nicht alles Materie ist und daß gewißlich etwas von ihm selbst seine Muskeln und seine Nerven überleben soll. Das Denken des Menschen ist also zu schätzbar, als daß er es dem blossen Ungefehr überlassen, und das Wesen, welches seine Gedanken hervorbringt, zu erhaben, als daß er sie nicht auf ernsthafte Gegenstände beziehen sollte. Nun ist es unstreitig, daß nur die unsterblichen Gegenstände unser Verlangen bestimmen und befriedigen können. Von den verschiedenen Nationen.

Daher kömmt es, daß es so viele Materialisten und so viele verderbte Personen giebt, weil man in sich selbst den Keim der Unsterblichkeit

lichkeit erstickt. Die Seele wird, was sie kann, wenn man nur dem Strome der Leidenschaften folgt. Vergebens wendet sie das Geschrey des Gewissens, ihres treuen Mahners, an; man entzieht sich dem ihm schuldigen Gehorsam und man erkläret dieses ganz verständige und unkörperliche Wesen, welches man mit Recht die Mutter unserer Gedanken, unserer vernünftigen Beurtheilungen und Schlüsse und unserer Neigungen nennen kann, für ein erdichtetes Hirngespinst oder für ein leeres Traumbild.

Der Mensch spricht ungereimt, wenn er diese erstaunlichen Wirkungen dem unthätigen Klumpen seines Körpers zuschreibt und wenn er sich erkühnet, der Schärfe seiner Galle oder dem geschwinden Laufe seines Bluts eine Ehre daraus zu machen. Nur ein geistiges Wesen kann unkörperliche Begriffe hervorbringen. Wenn man alles, was am allerfeinsten in der Luft und in dem Feuer ist, zusammenbrächte und es auf alle Art und Weise in Bewegung setzte, so würde man niemals eine Schlußfolge da herausbringen. So stralend, so durchdringend die Flamme ist, so hat sie doch noch weder einem einzigen Gedanken noch einem einzigen Vernunftschlusse die Entstehung verliehen. Und wie sollte wohl dieser Gedanke, der in einem Augenblicke die Welt umreiset, der die ganze Welt seinen Bemerkungen unterwirft, der mit dem schnellesten Fluge sich bis zum

unend-

unendlichen Wesen emporschwingt, der weder Lage, noch Gestalt, noch Farbe hat, der gebieterisch den ganzen Körper beherrscht und ihn zum Gehorsam bringt, wie sollte wohl dieser Gedanke ein Theil dieses nemlichen Körpers seyn?

War es denn Gott schwerer, Geister zu erschaffen, als Materie? Wenn er wesentlich allmächtig ist, warum sollte Er nicht verständige und unkörperliche Wesen hervorbringen? Wenn ein Gedanke wirklich geistig ist, warum sollte die Seele, aus welcher er entsteht, es nicht seyn? Gemälde oder Schilderung des Menschen.

Ist es denn wohl glaublich, daß Gott die ganze Welt blos allein in der Absicht auf eine so herrliche Art aus ihrem Dunkel enthüllet habe, um seine Augen an einer Heerde Menschen und Vieh zu weiden, die man nicht von einander unterscheiden solle, weil sie alle zusammen einerley Schicksal haben; und daß die Verstandeskraft, die in uns wohnet, die gegen einander vergleicht, die berechnet, die sich weiter erstrecket, als die Erde, die sich höher schwingt, als das Firmament, die sich an alle vergangene Zeitalter erinnert, die in zukünftige Jahrhunderte einsieht, die endlich einen Begriff von dem, was immer dauren soll, hat, nur deswegen einen Augenblick strale und schimmere, um hernach, gleich einem schwachen Dampfe, zu verrauchen?

Von wem kömmt die Stimme, welche sich in uns selbst und zu allen Zeiten hören läßt und die uns zuruft, daß wir für grosse Dinge gebohren sind? Von wem kömmt jenes sehnliche Verlangen, welches immerfort von neuem in uns entsteht und uns empfinden läßt, daß nichts auf dieser Welt im Stande sey, unser Herz zu erfüllen? *CXIX.* Brief.

Niemand hat mehr Gründe, von der Geistigkeit und der Unsterblichkeit der Seele überzeugt zu seyn, als die Philosophen. Die Jahre verfliessen für sie so wie für die Unwissenden dahin, und das Ziel und Ende derselbigen muß nothwendiger weise einen denkenden Menschen beschäftigen. *LVI.* Brief.

§. 3. Ursachen, welche auf die Menschen wirken, und welche machen, daß sie so viele verschiedene Gestalten annehmen.

Die Blicke, welche jedes Kind, in dem nemlichen Augenblicke, da es auf die Welt kömmt, gen Himmel hebt, die Thränen, mit welchen es seine Wiege benetzt, beweisen auf eine rührende und in die Sinne fallende Art, daß sein Ursprung zu gleicher Zeit fleischlich und göttlich ist. Wenn seine Seele, gleich einer Blume, welche sich nur nach und nach aufschließt, sich

sich nur unvermerkt entwickelt, so geschieht es, weil sie in ihrem weitern Fortgange von einem trägen Körper abhängt.

Endlich kömmt der Augenblick, da die Vernunft durchdringt; und alsdann ist es nur ein Funken, der einen Brand oder ein lebendiges und wohlthätiges Feuer verursacht, je nachdem die Art, wie man sie leitet, und die Gegenstände sind, welchen sie anhängt. Ich rede hier von den Leidenschaften, den Sinnen, der Erziehung, welche lauter Einflüsse sind, die auf den Menschen mehr oder weniger stark wirken. Wenn die sinnlichen Dinge ihn beherrschen, so wird er zum traurigen Spotte alles dessen, was ihn umgiebt; wenn hingegen geistige Dinge ihn regieren, so ist er König seiner selbst und seine Vernunft schimmert in ihrem vollkommenen Glanze. Alsdann scheint ihm Gott immer gegenwärtig zu seyn, und die Geschöpfe sind in seinen Augen nichts anders, als vergängliche Güter, die man gebrauchen muß, gerade als gebrauchte man sie nicht.

Die Art, die Menschen und den Himmelsstrich, unter welchem sie gebohren werden, zu erheben; die Eindrücke, welche sie erhalten; die Gegenstände, welche sie umgeben, bilden lauter Model oder Formen, in welchen sie verschiedene Gestalten annehmen: also ist der in Indien gebohrene Mensch nicht der Mensch aus Europa; also ist der von dem Aristoteles erzo-

gene Mensch nicht der Mensch, den Newton bildete; das Hauptwesen ist das nemliche, aber die Schattirungen sind so verschieden, daß es eine ganz andere Art zu denken und zu begreifen ist. Gemälde oder Schilderung des Menschen.

Bey allen Menschen giebt es Verhältnisse der Uebereinstimmung und des Charakters, welche sie einander vollkommen nähern; und es ist nicht so sehr das Genie, so einen Unterschied unter ihnen verursachet, als vielmehr die Schattirungen, unter welchen man sie erblicket. Also würde ein Lapländer den nemlichen Geschmack haben, wenn er von der Erziehung und durch die Himmelsgegend unterstützt würde. Daher kömmt es, daß man in allen Ländern, wo es auch nur immer seyn mag, Personen findet, welche richtig unterscheiden und billig urtheilen.

Man weiß nicht alles, was die Seele eines Bauern unternehmen kann, weil man sie unter einem bäurischen Aussehen und unter einer groben Rinde sieht. Gemeiniglich urtheilet man sogar, daß diese Seele weniger, als nichts sey; und indessen hat man doch alle Ursache, zu glauben, daß sie würde Wunder thun können, wenn man ihr Gelegenheit gäbe, sich zu zeigen.

Sixtus V. und zu den neuern Zeiten der Cardinal Alberoni, so wie viele andere grosse Leute von niedriger Geburt, würden in sich selbst

selbst vergraben geblieben seyn, wenn nicht glückliche Zufälle das Feuer aus dem Steine herausgebracht hätten. Die ganze Welt ist ein weites Feld, wo die verschiedenen Seelen der Menschen lauter ausgestreuete Samenkeime sind, welche Frucht tragen oder unreif bleiben, je nachdem ein Wind wehet. Wehet ein günstiger Wind, so werden sie Bäume, die prächtiges Laubwerk und vortrefliche Früchte bringen; im Gegentheile stellen sie nichts als eine abscheuliche Unfruchtbarkeit dar.

Die Seele befindet sich, indem sie sich mit dem Körper vereinigt, abhängig von den Stufen des Alters, von den Jahrszeiten und von den Elementen. Bey den einen ist sie immer in der Kindheit, weil sie niemand findet, der ihr Wachsthum und Stärke verleiht; bey den andern erhält sie eine vollkommene Mannbarkeit, weil man sie mit allem demjenigen umgiebt, was sie beleben und erleuchten kann.

Nach diesen Anmerkungen hat man alle Ursache, zu schliessen, daß der Engländer, wenn er nach Spanien gebracht würde und die Spanische Erziehung erhielte, weit weniger arbeitsam werden würde, und daß hingegen der in Madrid gebohrene, nach London gebrachte, und daselbst erzogene Spanier eine ganz andere Denkungsart haben würde.

Die verschiedenen Länder machen lauter verschiedene Gesichtspuncte aus, welche die Verrichtungen des Geistes und die Wirkungen der

Seele bestimmen. Hiernieden ist das Moralische mit dem Physischen so sehr verbunden, daß man oft bewundernswürdige Handlungen sieht, die man aber nur den äusserlichen Dingen zuschreiben muß, welche einen Einfluß auf uns haben.

Ein alter Philosoph hatte Recht, da er sagte, daß unsere Sinnen lauter Fenster sind, durch welche wir allerley Eindrücke erhalten, und daß unsere von Natur träge Seele sich fast immer damit begnügt, durch diese Oeffnungen hinauszusehen, anstatt ihre Gedanken in sich selbst zu kehren. Wenn sie nur nach der Nordseite sieht, so wird sie lauter solche Gegenstände gewahr, die sie kalt und traurig machen; wenn sie hingegen nach der Sudseite sieht, so beobachtet sie Dinge, welche sie erwärmen und erfreuen.

Ein Mensch, der ein erhabenes Genie besitzt, läßt seine Art zu urtheilen nicht von dieser Art zu sehen abhängen; auch setzet man ihn in die Klasse der seltenen Erscheinungen, und zwar mit desto grösserm Recht, da alles, was empfindlich ist, uns unbemerkt rühret.

Schon von unserer Kindheit an haben wir Begriffe, welche uns in dem Laufe unsers Lebens zum Compaß dienen, welche uns standhaft oder kleinmüthig, verwegen oder abergläubisch machen, und die wir den geringsten Zufällen zu verdanken haben.

Man

Man kann also sagen, daß die meisten Menschen nichts anders sind, als eine Sammlung von Umständen. Die einen urtheilen nur deswegen falsch, weil sie mit Personen umgegangen sind, die nicht richtige Begriffe hatten; andere haben nur daher eine gesunde Vernunft, weil sie das Glück gehabt haben, ein Werk zu lesen, welches sie gerühret und ihnen Grundsätze eingeflößt hat. Der Engländer ist nur deswegen übertrieben eifrig für seine Regierungsform eingenommen, weil er von seinen jüngsten Jahren an das Wort Freyheit brummen höret; der Chineser hält sich nur deswegen für den vornehmsten unter den Menschen, weil man ihm wiederholet, daß er mehr Erfindungskraft und mehr nachsinnenden Fleiß besitzt, als alle Europäer zusammengenommen. Von den verschiedenen Nationen.

Man sieht den Mensch selten in seinem wahren Gesichtspunct. Man glaubt, er sey es, und es ist nichts, als ein Gemische von wunderlichem Eigensinn, Geschmack und Meynungen, so er von denjenigen, die er ließt oder mit welchen er umgeht, angenommen hat. Das Studiren selbst dienet meistens nur dazu, seine Natur zu verändern, indem es ihm alles das, was ihm eigen war, benimmt und ihn zu einer gekünstelten Person umbildet.

Deswegen sagte der heilige Augustinus, daß der Mensch, in seinem Wesen und in allen seinen Verhältnissen betrachtet, das aufzulösen

oder zu erklären schwereste Räthsel sey. In der That, da er fast immer sich selbst unähnlich ist, entwischt er dem Pinsel, wenn man sein Bild schildern will. Durch die Abhängigkeit von einem vergänglichen und fleischlichen Körper, in welcher er sich befindet, werden seine Gedanken, so wie sein Blut, in heftige Bewegung gesetzt und nehmen an dessen Flüssigkeit Antheil. **Gemälde oder Schilderung des Menschen.**

Sie Seele hat, zur Erhaltung ihrer Herrschaft, nöthig, sich vor tausend Sachen zu verwahren. Sie muß auf ihrer Hut seyn gegen alle die Vorurtheile, mit welchen die Leidenschaften sie umgeben, noch ehe sie nachdenken kann; und nur dadurch, daß sie ihre Vernunft befragt und eine Sache mit einer andern vergleicht, kann sie dazu gelangen. Sie muß nach der Meynung des Französischen Philosophen (Descartes) alles dem methodischen Zweifel unterwerfen. Aber diese Verrichtung ist viel schwerer, als man es sich einbildet; und daher kömmt es, daß so viele Seelen, welche die besten Anlagen und Fähigkeiten hatten, so zu reden, unterwegs bleiben. Sie kommen nicht zu ihrem Endzweck, denn sie werden durch tausend Hindernisse davon abgehalten. **Von den verschiedenen Nationen.**

Hieraus folgt, daß jeder, der in seiner Weltgegend, in seiner Erziehung, in der Regierungsform seines Landes Mittel findet, sich

über die gemeinen Gesinnungen emporzuschwingen, seine Gedanken zu berichtigen, Grundsätze der Weisheit zu lernen, dieses Glück als die Wirkung einer ganz besondern Vorsicht ansehen müsse. Dieß ist ein zweytes, tausendmal schätzbarers Leben, als das erste, und besonders, wenn die Religion die Stütze der Grundsätze war, die man erhalten hat. Ebendaselbst, wie auch, Gemälde oder Schilderung des Menschen.

§. 4. Allgemeiner Begriff von den Pflichten des Menschen.

Soviel ist gewiß, daß jeder Mensch, in welchem Lande er auch gebohren werden mag, gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sein Vaterland schuldig ist, und daß er sich in der Wahrheit zu unterrichten suchen muß, um sich nicht von einer falschen Religion hintergehen zu lassen und sich gegen den Aberglauben zu verwahren. Eben so gewiß ist es, daß er, wenn er ein blosser Staatsbürger ist, durch seinen Schweiß und durch seine Fähigkeiten daran arbeiten muß, sich der Gesellschaft nützlich zu machen; und daß er, wenn er von einem höhern Stande ist, dem gemeinen Wesen entweder durch seinen Fleiß, oder durch seine Wohlthätigkeit, oder durch seine Tapferkeit seinen Tribut bezahlen muß. Derjenige, wel-

cher auf eine dieser drey Arten bezahlt, ist ein wahrhaft grosser Mann. Gemälde oder Schilderung des Menschen.

§. 5. Kampf des Menschen gegen sich selbst.

Der Mensch lebt fast immer in einem feindlichen Lande, wenn er mit sich selbst lebt; ein aufwallendes Blut, eine auf Irrwege gerathene Einbildungskraft, gegen einander streitende Begierden, entzündete Leidenschaft, verursachen einen innerlichen Krieg, dessen Folgen oft sehr leidig sind. Das Leben vergeht in einem Kampfe gegen sich selbst, wenn man sich weislich beherrschen will; denn es sind zween Menschen in uns, der irdische Mensch und der geistige Mensch, die immer gegen einander streiten und die sich nur in so weit mit einander vertragen, als eine erleuchtete Vernunft und ein aufrichtiges Herz zum Steuermanne und zum Ruder dienen. Also ist der Mensch ein Gegenstand der Bewunderung oder des Mitleidens, je nachdem die Art ist, nach welcher er handelt.

Man würde nicht endigen, wenn man seine falschen Schlüsse und seine Widersprüche umständlich erzählen wollte. Seine Seele, sein Verstand, seine Vernunft, sein Willen, sind den vier Elementen ähnlich, ob sie gleich in sich selbst nichts körperliches haben; sie streiten unaufhör=

aufhörlich gegen einander; und daraus entstehen Ungewitter und Vulcane, welche das Bild des Schöpfers entstellen; denn je mehr man den Mensch untersucht, desto mehr erkennet man, daß man nicht in sich selbst soviel Grösse und Majestät besitzen kann, ohne der Ausfluß von einem allerhöchsten unkörperlichen Wesen zu seyn.

Die mit Sinnen umgebene Seele ist wie ein König, welchen seine Wache umringt; wenn aber diese Schildwache sich überwältigen läßt und nicht aufmerksam darauf Achtung giebt, die Laster, welche die Oberherrschaft gewaltsamer und unrechtmäßiger weise an sich bringen und sich des Platzes bemeistern wollen, zurückzutreiben, so erfährt alsdann der Mensch in sich selbst die grausamste Anarchie. Gemälde oder Schilderung des Menschen.

§. 6. Verderben des Menschen.

Was ist der Mensch, wenn er keinen andern Rath mehr annimmt, als von seinem verderbten Herzen? Ach! man findet in sich nichts, als Irrthümer, wenn man nicht sein Gewissen und seine Pflicht anhöret; denn wir haben alle nichts anders zum Erbtheile, als Lügen und Verderbniß.

Die Jugend ist ein aufwallender Zeitpunct des menschlichen Alters; man hat viele Mühe, sich vor der Welt zu hüten, wenn man reich

und seinem Hange überlassen ist; aber die Ehre, die Vernunft, der Wohlstand, und noch mehr die Religion, sollten diese nicht stärker ins Herz reden, als die Leidenschaften und die Sinne? *XIX.* Brief.

Der Mensch wird so oft von seinen Begierden hin und her geäffet, daß er selbst nicht immer weiß, was er will, ob ihm gleich immer frey steht, zu thun oder zu unterlassen. *LX.* Brief.

Es ist recht ärgerlich, daß eben der Mensch, welchem die Erde als ihrem Könige gehorcht, überall, wo er hinkömmt, Spuren seiner Verbrechen und seiner Irrthümer hinterläßt. Man sieht kein Land, das nicht mit dem aus Haß oder aus schwärmerischem Eifer, aus Liebe oder aus Ehrgeiz vergossenen Blute getränkt worden ist. Die Tugenden sind niemals in der Welt anders erschienen, als nur wie einige Blitze, die man mitten in den Ungewittern erblickt.

Indessen ist der Mensch vielleicht nicht so böse, als man es sich einbildet. Der Müßiggang hat ihn zu mehr Ausschweifungen verleitet, als die Bosheit. Die Gelegenheiten, das Böse zu thun, vervielfältigen sich bey einem Menschen, der nichts thut; und wenn man dem weiblichen Geschlechte den Vorwurf macht, daß sie Schwätzerinnen oder Verläumderinnen sind, so kömmt solches nur daher, weil sie insgemein nicht beschäftigt sind.

Es ist traurig, wenn man in sich selbst das Mittel hat, sich bis zum Ewigen empor zu schwingen, mit ihm die erhabenste Unterhaltung zu pflegen, sich entweder durch die Uebung in den Wissenschaften oder durch vorzügliche Wohlthaten unsterblich zu machen, und wenn man so kostbare Keime erstickt.

Die meisten Menschen sind nichts anders, als unzeitige Früchte oder Misgeburten von Wesen; entweder schwächen sie ihr Herz, indem sie es auf lauter vergängliche Gegenstände lenken, oder sie ersticken ihren Verstand, indem sie sich mit lauter unnützen Dingen beschäftigen; denn selbst die erhabensten Wissenschaften sind unserer Seele nicht mehr würdig, wenn sie nicht wieder zu Gott, ihrem Urgrunde und ihrem Endzwecke, aufsteigen.

Alle das Unglück kömmt daher, weil der Mensch die Vortreflichkeit seiner Seele nicht genug kennet; weil er seinen eiteln Stolz in demjenigen suchet, was ihn nicht anders als erniedrigen kann; weil er sich von seiner Geburt an mit der Unreinigkeit der Sünde beflecket hat. **Gemälde oder Schilderung des Menschen.**

Aber alle diese Ausschweifungen, welchen sich der Mensch überläßt, so gefährlich sie auch sind, beweisen, daß er nicht dazu erschaffen worden ist, sich auf diese Erde einzuschränken, sondern daß er wirklich eine Seele hat, welche durch die Rinde, in die sie eingehüllet ist, durch

durchzudringen und sich in einer andern Gegend, als in dieser Welt, auszubreiten sucht. *CXL.* Brief.

Metaphysik.

Es ist nicht sowohl darum zu thun, daß man neue Sachen über den Mensch und über Gott sage, sondern vielmehr, daß man sie gut sage. Man macht oft die Leser der Metaphysik überdrüßig, weil man sich zwingt, abstract zu seyn. Je natürlicher und ungezwungener die Sachen sind, desto schöner sind sie.

Damit die Metaphysik bey der Wahrheit bleibe, muß sie nur dasjenige vortragen, was wir empfinden, wenn von den Fähigkeiten unserer Seele die Frage ist: sonst geht man in dem Lande der Traumbilder spazieren.

Die meisten Metaphysiker, sowohl die alten als die neuern, haben es für ihre Pflicht gehalten, sich systematische Lehrgebäude zu errichten, und dieß hat die Metaphysik gewissermassen lächerlich gemacht; denn diese Wissenschaft ist an sich selbst sehr einfach und sehr wahr.

Es verhält sich in Ansehung der Augen des Verstandes ganz anders, als in Ansehung der leiblichen Augen. Was ich in Gedanken sehe, sieht mein Nachbar nicht, weil unsere Begriffe tausenderley verschiedene Grundursachen haben. Daher kömmt jene grosse Abweichung der Meinungen unter den Philosophen, und deswegen

war

war Malebranche versichert, daß wir alles in Gott sehen; und Locke, daß alle unsere Begriffe von den Sinnen herkommen. *CXXXVII.* Brief.

Es steckt mehr Kraft auf einer Seite in den Werken der Metaphysiker aus dem vorigen Jahrhundert, als in allen Büchern des Aristoteles und des Scotus. Es verhält sich aber ganz anders mit dem Plato, welcher zu einer Zeit, wie die unserige ist, ein vortreflicher Philosoph und wahrscheinlicher weise ein wahrer Christ gewesen seyn würde. Ich finde in ihm alles voller Sachen und grosser Einsichten. Er heftete seine Blicke bis zur Gottheit, ohne daß sie durch die Wolken, welche man bey den Alten findet, verdunkelt wurden. *XXXVIII.* Brief.

Moral.

Die Philosophie stellet die **Moral** nur ganz kurz vor. Indessen ist es doch in allen Ständen nothwendig, dasjenige, was unsern Sitten zur Regel und uns mitten unter den Erschütterungen und den Klippen des Lebens zum Compaß dienet, gründlich zu kennen.

Die **Moral** ist, als die Grundveste der Rechtschaffenheit und des Christenthums, immer zu gebrauchen; da hingegen die andern Wissenschaften nur in gewissen Umständen dienen können.

Aber

Aber weder bey den alten noch bey den neuern Philosophen muß man die Moral suchen, so wie sie gelehrt werden soll, und so wie man sie ausüben soll. Das grosse Buch, in welchem wir die Vortreflichkeit und die Vorschriften derselbigen finden, ist der Schoos Gottes selbst; unsere Pflichten kommen von seinem göttlichen Willen her, und eben deswegen weil er die wunderbarste Ordnung in allen Theilen der ganzen Welt vestgesetzt hat, aus welcher die vollkommenste Uebereinstimmung erfolgt, hat er unsern Verstand, unser Herz, unsere Seele, unsere Leidenschaften, unsere Sinne, in einen solchen Zusammenhang mit einander gesetzt, daß alles, was in uns ist, dazu beytragen muß, uns zu Freunden unserer selbst und unsers Nächsten zu machen.

Man dringt nicht genug auf die Moral, diese Wissenschaft, welche so weit ausgebreitete und so zahlreiche Nebenäste hat, daß die Staaten, die Höfe, die Städte die Gesellschaften, die Familien sich nur durch ihren glücklichen Einfluß und durch die gute Eigenschaft erhalten, welche sie besitzt, uns auf die deutlichste und kürzeste Weise dasjenige, was wir Gott, uns selbst und den andern schuldig sind, zu zeigen.

Das aber muß man wohl zu erkennen geben, daß obgleich die Moral uns soviele Pflichten vorschreibt, denen wir unserer Natur nach sowohl als durch unsere Untergebung unterworfen

worfen sind, die christliche Liebe, diese Tugend, die nirgends anders als in der wahren Religion wirklich besteht, allein uns zu guten Eltern, zu guten Freunden, zu guten Staatsbürgern und zu guten Unterthanen mache. Unter dem bescheidensten äusserlichen Ansehen enthält die christliche Liebe in sich selbst alles, was man in jedem Stande, in welchen uns die Vorsehung gesetzt hat, verlangen kann. Den heidnischen Tugenden fehlte der göttliche Saft, welcher Früchten hervorbringt, die der Ewigkeit würdig sind. Die Weisheit unserer alten Philosophen hatte jenen himmlischen Urgrund nicht, welcher den christlichen Seelen den unschätzbaren Vorzug verleiht, ein ewiges Glück zu verdienen.

Dieß kann man in einer Abhandlung über die Moral nicht genug einschärfen, damit man an die Quelle der wahren Tugenden gehe und nicht dasjenige dafür halte, was nur die Vorstellung derselbigen ist.

Es ist gut, wenn man seinem Nächsten aus einem natürlichen Triebe zu Hülfe kömmt; aber es ist nicht gut, wenn man diese Handlung nicht auf Gott bezieht. Dieß ist der Fall, da man sagen kann: Dieß waren Sachen, die man zu thun schuldig war, ohne die andern zu unterlassen, und den in unsern Schulen so bekannten Grundsatz zu wiederholen: Das Gute entsteht aus der Vollkommenheit der Grundursache, die es

wirket; das Böse kömmt von jedem Mangel her, welcher sich in derselbigen befindet.

Die grossen Lehren der Moral sind die nemlichen bey allen Nationen, weil sie in unsere Herzen geprägt sind. Die nemliche Hand, welche das Bild ihrer Allmacht mit feurigen Buchstaben in den Himmeln bezeichnete, drückte unsern Seelen unsere vornehmsten Pflichten ein. Unser Herz ist eine Tafel der Zehngebote, welche nichts hat zerschmettern können; welche aber unsere Leidenschaften auslöschen würden, wenn das Geschrey des Gewissens uns unsere Fehler nicht vorwärfe.

Die Evangelische Moral ist insbesondere diejenige, die sich für den Menschen schickt, weil sie ihn seine Schwachheit einsehen und seine Grösse erkennen lehret. Sie vereiniget die Erde und den Himmel, von welchen wir hergekommen sind, als ein Stück Laimen und auch als ein Bild der Gottheit, um uns ein lebendiges Gemälde unserer Pflichten und unserer Bestimmungen vorzustellen. Die Moral der Heiden wirket nichts als Stolz und die Moral der Christen nur die vollkommenste Demuth.

CXLV. Brief.

Mutter,
ihre Pflichten in Ansehung ihrer Töchter.

Es ist gar keine gleichgültige Sache für eine Mutter, ihre Töchter bey sich zu behalten.

Sie

Sie hat, als Mutter, die wichtigsten Pflichten auf sich. Die Welt wird sich unaufhörlich zwischen sie und ihre Kinder stellen, wenn sie nicht dafür besorgt ist, sie, nicht mit jener strengen Schärfe, welche Murren erregt, sondern mit jener Klugheit, welche Zutrauen erwecket, abzuweisen.

Die Töchter werden blosse Heuchlerinnen werden, wenn man dieselbigen mit Unterricht überhäuft und immerfort unruhig macht; hingegen werden sie die Religion lieb gewinnen, wenn eine Mutter ihnen dieselbige durch ihr Beyspiel und durch ihre Sanftmuth beliebt zu machen weiß. *LV.* Brief.

Eine Mutter, die einen besondern Hang zur Kasteyung hat, muß nicht fodern, daß ihre Tochter gerade das nemliche thun solle, was sie thut. Man benimmt oft den jungen Leuten alle Lust zur Frömmigkeit, weil man eine allzugrosse Vollkommenheit von ihnen fodert. *X.* Brief.

Personen, die zwanzig Jahre alt sind, führet man nicht auf die nemliche Art an, wie wenn sie erst zehn Jahre alt wären. Es giebt besondere Arten des Betragens und des Unterrichts für jedes Alter und für jeden Stand.

Man muß in ihnen, soviel man immer kann, die Neigung zum Lesen guter Bücher und zur Arbeit unterhalten; aber stets mit jener Bequemlichkeit, die nicht auf die Minute zwingt, und mit jener weisen Beurtheilung, welche

ein weltliches Haus von einem Kloster zu unterscheiden weiß.

Man muß sie nach ihrem Vermögen und ihrem Stande versorgen, dabey ihren Willen nicht zwingen, es wäre denn, daß sie sich mit verschwenderischen und lasterhaften Leuten in eine Verbindung einlassen wollten.

Es ist einigermassen nützlich, daß junge Frauenzimmer in Gesellschaften kommen. Die wahre Frömmigkeit ist weder mürrisch noch wild; eine übel verstandene Einsamkeit reizt die Leidenschaften, und für junge Personen ist es oft sicherer, mit ausgewählten Leuten umzugehen, als allein zu bleiben. Man muß sie aufmuntern, damit es nicht scheine, als ob die Frömmigkeit von ihnen mit Gewalt nachgeschleppt würde; ihre Belustigungen müssen in Spatziergängen und in kleinen Spielen bestehen; und wenn von Beschäftigungen des Fleisses die Frage ist, so muß man ihnen weder von jenen tiefsinnigen Studien, noch von jenen abstracten Wissenschaften reden, welche das schöne Geschlecht oft eitel, stolz und zu Schwätzerinnen machen.

Die größte Freude, die eine Mutter zu erhalten suchen, und der größte Vorzug, den sie geniessen kann, um das Gute nach ihrem Willen zu wirken, ist, daß sie sich beliebt mache. *LV.* Brief.

Nationen.

Nationen.

(von den verschiedenen Nationen.)

Wenn man die Nationen gründlich erforschet, so weiß man nicht, welcher man den Vorzug geben soll. Es giebt da immer grosse Fehler neben grossen Tugenden. Die Völker, welche weniger Zeichen des Verstandes äussern und die fast vergessen sind, so sehr werden sie von der Unwissenheit verzehrt und in der Dunkelheit gehalten, kennen meistentheils die Verbrechen nicht.

Die Italiänische Nation, zum Exempel, ist nicht mehr in Ansehung ihrer Verbrechen fürchterlich, weil sie nicht mehr durch ihre grosse Thaten berühmt ist. In so viele Theile zerstückelt, als es Staaten in dem Umfange ihres Landes giebt, kann sie weder sich ausbreiten noch sich erheben. Die alten Römer, welche keine Schranken für ihre Gewalt fanden und sogar der ganzen Welt Gesätze gaben, thaten sich durch alle mögliche Mittel, sich unsterblich zu machen, hervor.

Da eine so grosse und so unumschränkte Macht getheilt wurde, war die Liebe zum Ruhme nicht mehr so groß, und die Gelegenheiten, sich hervorzuthun, waren nicht mehr so häufig. Ein Land wird nothwendiger weise friedfertig, wenn es aufhöret, mächtig zu seyn, da es nicht unterdrücken kann und nicht unterdrückt

werden will; aber da die Menschen selbst, bey ihrem Ausarten, immer etwas von ihrem alten Ursprunge beybehalten, so wollten die Italiäner, da sie keine Gelegenheit mehr hatten, sich durch glänzende Siege hervorzuthun, durch die Künste und durch die Wissenschaften Ruhm erwerben. Seit dem Verfalle des heidnischen Roms, sieht man von einem Jahrhundert zum andern, daß dieß immer ihre Leidenschaft war. Man macht gern Aufsehens in der Welt, auf was für Art solches auch geschehen mag, und, wenn man nicht Cäsar ist, so will man Sixtus V. seyn; wenn man nicht Virgilius ist, so will man Tasso seyn.

Die Sitten spüreten die seltsame Veränderung, welche in Italien vorgieng. Die kriegerischen Tugenden verschwanden, um friedfertigen Tugenden Platz zu machen; und da alles sich verändert und der Misbrauch immer neben demjenigen steht, was am vortreflichsten ist, so bemächtigte sich die Weichlichkeit der Körper und der Geister und die Italiänische Nation wurde weibisch.

So oft die Menschen nicht grosse mit einander gemeinschaftliche Vortheile haben und sich unter verschiedenen Beherrschern befinden, deren jeder seine besondere Art zu regieren hat, so giebt es nichts mehr, als einzelne Thaten; und wenn ja ein Held entsteht, so ist er es nur für sich selbst, ohne daß die Nation dadurch angefeuert werde.

Dieß

Dieß ist gerade die Verfassung Italiens. Der Venetianer erfreuet sich gar nicht über den Ruhm des Römers, noch der Mayländer über die Ehre des Neapolitaners. Als Unterthanen verschiedener Regenten, sind sie weit mehr geneigt, einander gegenseitig gering zu schätzen, als einer des andern Werth zu erheben.

Nichts erweitert die Begriffe mehr, als ein unermeßlich grosses Reich, in welchem man das Recht hat, zu gebieten. Wenn die Römer, die sich am meisten hervorgethan haben, gegenwärtig in Rom lebten, so würde der Keim ihrer Tapferkeit in ihrer eigenen Brust ersticken, denn sie würden keine Gelegenheit finden, solche zu zeigen. Nur die Umstände machen die grossen Leute bekannt. Jedes Land enthält welche, die man niemals wird zum Vorschein kommen sehen, weil es ihnen an der Hülfe fehlet, welche ihnen eine vortheilhafte Stelle auf dem Schauplatze der Welt angewiesen haben würde.

Diese Anmerkungen sollen uns dazu bewegen, soviele Völker zu entschuldigen, die gar kein Zeichen des Lebens von sich blicken lassen. Es ist, zum Exempel, gewiß, daß eine von dem Mittelpuncte der Wissenschaften und Künste allzuweit entfernte Nation Kenntnisse und Geschmack nicht so erwerben kann, wie ein Volk, das sich an der Quelle von schönen Sachen befindet; und daß, wenn Michael Angelo mit allem seinem Genie und Dante mit allem seinem Feuer in Finnland gebohren worden wä-

ren, der eine niemals ein so grosser Maler, noch der andere ein so berühmter Dichter geworden wäre.

Uebrigens giebt es bey allen Menschen eine solche Gegeneinandervergeltung des Guten und des Bösen, der guten und der schlechten Eigenschaften, daß derjenige, der nicht gelehrt ist, dafür durch einen natürlichen Verstand schadlos gehalten wird, und daß derjenige, der keinen Verstand hat, oft viel Beurtheilungskraft und viel Vernunft besitzt. Es sind nicht immer die Handlungen, welche grosses Aufsehen machen, die man am meisten hochschätzen muß. Ein Volk, das sein Wort getreu hält und seine Pflichten erfüllet, ist unstreitig einem Volke vorzuziehen, welches sich durch seine Tapferkeit hervorthut, aber List gebraucht und treulos ist. Eroberungen setzen kein gegründetes Recht voraus; die Geschichte meldet von einer Menge Helden, die weiter nichts waren, als berühmte Räuber.

Also, alles recht gegen einander abgewogen, sollte jedes Volk mit seinem Schicksal, mit dem Winkel, den es bewohnet, und mit der Dosis Verstand zufrieden seyn, so ihm die ewige Weisheit mitgetheilet hat. Derjenige, welcher mehr Kenntnisse besitzt, hat auch mehr Bedürfnisse und weit mehr Ruhmsucht. Die kriegerischen Völker waren nicht die glücklichen Völker. Ausserdem, daß man sich oft mit Schlachtengewinnen zu Grunde richtet, so

hat man nicht immer das Glück und den Ruhm in seiner Gewalt. Ein einziger Unglücksfall macht mehrere Siege vergessen.

Dieß sind Wahrheiten, die man nicht läugnen kann, wenn man die natürliche Beschaffenheit der Dinge und das menschliche Herz kennet. Von den verschiedenen Nationen.

Natur.

(Die Geschichte der Natur.)

Das Studium der Natur ist nothwendig, um den Urheber derselbigen recht kennen zu lernen; auch sagt Newton, daß ein Sternkundiger oder ein Zergliederer unmöglich ein Atheist seyn könne. *XIV.* Brief.

Nichts ist schöner, als die Geschichte der Natur, wenn sie mit der Geschichte der Religion verbunden ist. Die Natur ist nichts ohne Gott; und durch die Wirkung Gottes bringt sie alles hervor und belebt alles, ohne etwas von dem, was die ganze Welt ausmacht, zu seyn. Gott ist die Bewegung, der Saft und das Leben derselbigen. Man nehme ihre thätige Wirkung weg, so ist keine Bewegung mehr in den Elementen, kein Wachsthum mehr in den Pflanzen, keine Triebkraft mehr in den wirkenden Ursachen, kein Umlauf mehr in dem Gestirne. Ewige Finsternisse treten an die Stelle des Lichtes und die ganze Welt wird

ihr eigenes Grab. Es würde der Welt, wenn Gott seine Hand von ihr abzöge, das nemliche geschehen, was in unsern Körpern vorgeht, wenn er die Bewegungen derselben hemmet. Sie zerfallen in Staub und verdünsten im Rauche; man weiß nicht einmal, daß sie da gewesen sind. *LXXXII.* Brief.

Ordensgeistliche.

Was ist ein wahrer Ordensgeistlicher? Er ist ein Bürger des Himmels, der nicht an der Erde hängt; der Gott selbst in der Person seines Vorgesetzten seine Sinne und seinen Willen aufopfert, der immer sehnlich nach der Ankunft des Herrn verlangt, der zum Besten des Nächsten unterrichtet und erbauet, der auf einem immer heitern Gesichte die Freude eines guten Gewissens und den Reiz der Tugend zeigt; der für sich selbst und für seine Brüder betet, arbeitet und studirt; der sich durch seine Demuth jederman zu Füssen legt, und durch die Grösse seiner Hofnungen und seines Verlangens über alle Menschen erhaben ist; der nichts anders besitzt, als eine ruhige und zufriedene Seele; der nichts anders begehret, als den Himmel; der endlich nur lebt um zu sterben, und nur stirbt, um in der Ewigkeit wieder von neuem aufzuleben. *XXXIV.* Brief.

Ein ruhmsüchtiger und heuchlerischer Ordensgeistlicher, der ein Gelübde gethan hat, demüthig zu seyn, und vor Hochmuth aufgeblasen ist, ist ein äusserlich armer Mensch, der nichts anders suchet, als sich zu bereichern; ein vorgeblicher Frommer, der sich für einen Diener Gottes ausgiebt und nur der Sklave seiner Leidenschaften ist; ein solcher Ordensgeistlicher ist ein Ungeheuer in der Kirche und in dem Staate. *XXVI.* Brief.

Wenn viele Ordensgeistlichen sich selbst anklagen könnten, so würden sie gestehen, daß sie durch übermüthigen Stolz und durch ihre allzufreye Lebensart zu Klagen und Tadel Anlaß gegeben haben. Warum soll man denn das, was die ganze Welt weiß, nicht eingestehen? Aber das ist doch auch ungerecht, wenn man von den Klostergeistlichen fodert, daß alle für einen und einer für alle stehen soll und daß der Fehler eines einzigen zum Fehler aller werde. *XXXVI.* Brief.

Wenn man in allen geistlichen Orden sich nicht immer an die Regel gehalten hat und in einigen Fällen in das Uebertriebene sowohl in der Strenge als in der Nachsicht verfallen ist, so muß man bedenken, daß gar keine Gemeinde, die Kirche ausgenommen, das Vorrecht der Unfehlbarkeit besitzt, und daß die Menschen schwach und abwechselnden Veränderungen unterworfen sind, und daß nach Verlauf einer gewissen Zeit der größte Eifer nachläßt. Uebrigens

rigens ist es wohl ein Wunder, daß, da die Christen dieses Jahrhunderts von den erstern so sehr verschieden sind, die Ordensstiftungen abgenommen haben? Aber ein Aergerniß ward in den geistlichen Orden nie zum Gesätze: immer giebt es in den Häusern irgend einen, der wider die Ausschweifungen und die Misbräuche eifert. Wenn nun Klöster durch ihr schlechtes Verhalten oft Verbesserungen verdient haben, so muß man deswegen weder den Ordensregeln, noch den Stiftern die Schuld geben.

Man muß die geistlichen Orden weder nach dem Geschrey der Ketzer und Freygeister noch nach den Misbräuchen, die sich mit dem Verlauf der Zeit in den Klöstern eingeschlichen haben, noch nach dem Despotismus gewisser Superioren beurtheilen, sondern nach den von den Stiftern gegebenen Regeln, welche man von den Erklärungen oder Verordnungen, die nachher erst dazu gesetzt worden sind, wohl unterscheiden muß; um so mehr, da nicht immer der Geist der Weisheit und der Billigkeit der Ausleger und Erklärer der ersten Regeln ist.

Es giebt keinen einzigen geistlichen Orden, der nicht mitten unter den größten Tadlern hervortreten könnte, wenn er in solcher Versammlung mit dem Text seiner Regel erscheint, so wie diese von den Stiftern gekommen ist.

Nutzen,

Nutzen, den man von den geistlichen Orden ziehen könnte.

Die Ordensgeistlichen würden weder in den Studien noch in ihren Pflichten schläfrig werden, wenn man dafür besorgt wäre, die Nacheiferung bey ihnen zu unterhalten, und wenn die verschiedenen Staaten sie zu nützlichen Arbeiten gebrauchten, entweder zur Erziehung der Jugend, oder zur Beschreibung der Geschichten, die uns fehlen, oder um die Philosophie, die in sehr vielen Schulen noch mangelhaft ist, zur Vollkommenheit zu bringen ꝛc. ꝛc.

Es giebt Hülfsquellen in einer zahlreichen Gemeinde, in welcher verschiedene Köpfe, weisen Regeln unterworfen, zur Erreichung des nemlichen Endzwecks beytragen. Einer wird durch den andern belehret und durch eine Mittheilung der Gesinnungen und der Begriffe findet der Mensch in der Gesellschaft, was er allein für sich nicht finden würde.

Uebrigens giebt es Arbeiten, die man nicht anders, als in einer Gemeinde unternehmen kann; ich rede von jenen Werken, die Nachsuchen und Gedult voraussetzen, die eine vollkommene Einsamkeit erfodern, damit sie nicht unterbrochen werden und bey denen man Helfer zur Unterstützung nöthig hat.

Ich will noch hinzusetzen, daß eine Klostergemeinde eine kleine Welt ist, die sich immer erneuert, und eine Quelle, die nie vertrocknet,

so daß, wenn ein Schriftsteller stirbt, sehr leicht ein anderer dessen Stelle wieder besetzet. Jeder geistliche Orden soll daran arbeiten, sich nützlich zu machen; denn in einem wohl angeordneten Staate muß man nicht nur Menschen haben, die betet, sondern auch Menschen, die thätig sind. Jeder Mensch wird als ein Staatsbürger gebohren und muß zu der Glückseligkeit und zu der Harmonie des Staates, in welchem er gebohren worden ist, beytragen. Das Andenken dererjenigen Ordensgeistlichen, welche die Felder umbrachen und urbar machten, und den Weinberg des Herrn bearbeiteten, zu einer Zeit, da das Verderben und die Unwissenheit die größten Verheerungen anrichteten, und welche die Städte mit gelehrten Arbeiten, sowohl in Ansehung der Geschichte, als der Zeitrechnung, bereicherten, ruhet noch im Segen. *I.* und *XXXIV.* Brief., wie auch von dem Geiste der geistlichen Orden.

Päbste.

Welch ein Amt, wenn man die Pflichten desselbigen erfüllen will! Man muß Gott, der ganzen Welt und sich selbst angehören, sich einzig und allein mit diesen grossen Verbindlichkeiten beschäftigen und nichts anders als den Himmel, mitten unter den irdischen Dingen, zum Gesichtspuncte haben. *CVI.* Brief.

Ein

Ein Pabst muß, als Statthalter Christi, eine wahre Frömmigkeit, und, als ein weltlicher Regent, viele Kenntnisse und Klugheit besitzen. *CXXVII.* Brief.

Die Päbste sind Steuerleute, die fast immer auf stürmischen Meeren herumschiffen, und folglich genöthigt sind, bald mit vollem Winde zu segeln, bald die Segel einzustreichen. Sie müssen also jene Klugheit der Schlange gebrauchen, welche Christus seinen Aposteln empfielt, und die mäßige Bescheidenheit zeigen, welche die Monarchen erfodern. Wirklich wird Rom immer den Schutz und die Hülfe der Catholischen Mächte nöthig haben. Diese sind Vestungen, welche es gegen die feindlichen Einfälle beschützen; so daß sein Ruhm und sein Ansehen niemals grösser ist, als wenn es den Monarchen nachzugeben scheint. Alsdann unterstützen sie es öffentlich und machen es sich zur Pflicht, überall auszubreiten und durch thätige Beweise der Ehrerbietung und des Gehorsams zu zeigen, daß sie wirklich die folgsamen Söhne des allgemeinen Vaters der Glaubigen sind, und daß sie ihn als den ersten Mensch auf der Welt in den Augen des Glaubens verehren. *CXII.* Brief.

Rom hat nur eine blos geistliche Aufsicht über alle Catholische Reiche und Staaten; seine weltliche Gewalt aber erstrecket sich nicht weiter, als über den Kirchenstaat und zwar auch dieses noch durch die Bewilligung der Monarchen.

chen. Der Römische Hof kann nicht vergessen, daß er fast alle seine Reichthümer und sein ganzes Ansehen Frankreich zu verdanken habe; und die Päbste sollen sich die wohlthätigen Handlungen der Französischen Monarchen gegen den heiligen Stuhl vorstellen lassen. *CXXIV.* Brief.

Ich weiß wohl, daß ein Pabst schuldig ist, die Freyheiten des heiligen Stuhles beyzubehalten; aber er muß sich nicht mit allen Catholischen Fürsten um einiger Herrschaftlichen Gerechtsamen willen verfeinden.

Der heilige Stuhl wird nie glänzender, nie vester und unüberwindlicher, und nie ruhiger seyn, als wenn er die Catholischen Monarchen zu Vertheidigern und zu Stützen haben wird. Diese Einigkeit ist zur Ehre und zur Wohlfarth der Religion unumgänglich nothwendig. Die Glaubigen würden jedem Winde der Lehre ausgesetzt seyn, wenn die Regenten unglücklicherweise gegen Rom die ihm schuldige Achtung und Ergebenheit nicht bezeigten und der Pabst selbst würde seine Heerde unvermerkt verderben und statt der guten Weide, die er ihr anbeut, schlechte wählen sehen.

Der gute Hirt muß nicht nur die verirrten Schaafe zurückrufen, sondern er muß auch, soviel in seinen Kräften steht, daran arbeiten, daß sie sich nicht verirren. Der Unglauben, dessen leidiger Hauch überall ansteckt, wünschet nichts sehnlicher, als Rom mit den Königen

nigen verfeindet zu sehen; aber die Religion leidet bey solchen Streitigkeiten.

Man muß also den Feinden der Kirche keine Gelegenheit geben, dasjenige zu wiederholen, was sie nur schon allzuoft gesagt haben, daß nemlich mit Rom nicht auszukommen wäre, weil es einen herrschsüchtigen und gebieterischen Ton angenommen hätte, der für die verschiedenen Staaten gefährlich wäre.

Es ist unstreitig wahr, daß jeder Monarch Herr in seinem Lande ist, und daß keine fremde Macht das Recht hat, ihm zu befehlen. Man hat ganz anders in jenen Zeiten der Unruhen und der schrecklichen Verwüstungen gedacht, deren Andenken zu erneuern gefährlich wäre. Die Liebe, der Frieden, die bescheidene Mäßigung, dieß sind die Waffen der Christen und besonders des Römischen Hofes, welcher allen Höfen Beyspiele der Gedult und der Demuth zu geben schuldig ist. *CXI.* Brief.

Philosophie.

Die wahre Philosophie befreyet den Mensch von allem, was fleischlich ist; aber es ist nicht die neuere Philosophie, welche kein anders Daseyn, als das körperliche und materialische, kennet, und welche die Metaphysik für eine Wissenschaft blosser Hirngespinste und täuschender Träume hält, da sie doch gewisser ist, als

sogar die Naturkunde, welche sich blos auf die Sinne gründet. Die neuere Philosophie hintergeht durch die Trugschlüsse, welche sie zeuget und die uns in die traurige Klasse der Thiere herabwürdigen. *CXIX.* Brief.

Mit einer gesunden Philosophie pfropfet man die Geister. Ich sage: mit einer gesunden; denn man muß sie wohl von einer falschen Wissenschaft unterscheiden, welche sich mit ihrem Namen schmücket. *CXLII.* Brief.

So lang die Philosophie weiter nichts ist, als die Liebe zur Weisheit; so muß sie nothwendiger weise der Vernunft und dem menschlichen Geschlechte Ehre machen; und wir würden dieses mehr als jemals in diesem wirklich an Einsichten und an Entdeckungen fruchtbaren Jahrhundert bemerkt haben, wenn man sie nicht zum Unglücke misbraucht hätte.

Also ist es der Misbrauch der Philosophie und nicht die Philosophie an und vor sich selbst, so man angreifen muß. Ein wahrer Philosoph betet Gott an, verehret den von Gott vorgeschriebenen Dienst und erkennet mit einem berühmten Schriftsteller unserer Zeiten, daß das Evangelium das schönste Geschenk ist, welches Gott den Menschen gegeben hat.

Ohne Philosophie, oder, was ich dadurch verstehe, ohne jene Wissenschaft, welche gegen einander vergleicht, welche jedes Ganze theilweise zergliedert und untersucht und welche vernünftige

künftige Schlußfolgen zieht, giebt es weder Grundsätze, noch Urtheile, noch gute Werke, noch gute Gesäzgebung. Die Heiden waren nicht deswegen strafbar, weil sie Philosophen waren, sondern weil sie, wie der heilige Paulus sagt, nachdem sie Gott erkannt hatten, denselbigen nicht priesen.

Die Philosophie ist die Grundveste der wahren Religion; denn der Glaube stützet sich auf die Vernunft. Auch wird der Name eines Philosophen denenjenigen mit grossem Unrecht beygelegt, welche sich erkühnen, das Christenthum, das heißt, jenes göttliche Licht anzugreifen, das den Mensch zu demjenigen macht, was er seyn soll; und ohne welches wir nichts anders sind, als ein Abgrund von Stolz und Verderben. *CLXXXI.* Brief.

Die Vernunft ohne Religion ist jenen leuchtenden Ausdünstungen gleich, welche mitten in der Nacht entstehen; sie leuchtet nur, um zu irgend einem Abgrunde zu führen. Dieses Jahrhundert stellet die traurigsten Beyspiele davon dar; es, welches, unerachtet des Verstandes und der Kenntnisse, mit denen es ausgezieret ist, Gott selbst zu vergessen scheint, um Schattenbildern nachzulaufen und diese zu verehren.

Natürlicher weise sollte sich jederman einer solchen Ungereimtheit widersetzen; aber der Name: Philosoph, welcher denjenigen beygelegt wird, die die Unsterblichkeit der Seele und

das Daseyn Gottes zur Streitfrage aufwerfen, ist der grössern Anzahl ehrwürdig und macht, daß die gefährlichsten Sophisten für unfehlbare Orakel gehalten werden. Gemälde oder Schilderung des Menschen.

Die neuern Philosophen sagen, daß der Christ lauter sehr eng eingeschränkte Aussichten habe. Kann man etwas ungereimters sagen? Wie! Eine Seele, die sich bis in die Ewigkeit erstrecket, und die sich bis über die ganze Welt hinaufschwingt, um bis zu Gott zu gelangen, ein ganz unmaterialischer und unkörperlicher Geist, kann sie wohl eine in ihre Begriffe eingeschränkte Seele seyn?

Wenn man die Religion und die neuere Philosophie gegen einander halten will, so wird man bald wahrnehmen, daß die eine alle Fähigkeiten des Verstandes unermeßlich erweitert und daß die andere sie in einen sehr engen Kreis einschränkt. Diese Welt ist für einen Philosoph nach der Mode das nec plus vtra, und für den Christ ist diese Welt nur ein Sonnenstäubchen. Der eine hält sie für sein Glück und für sein Ziel; der andere sieht sie nur als eine vergängliche Gestalt an und blickt nur im Vorbeygehen darauf. Der Philosoph betet sie an, weil sie sein Alles und sein Gott ist; der Christ sieht sie nur für einen Dunst an, der bald verraucht. *CXX.* Brief.

Poesie.

Man müßte unempfindlich gegen die Schönheiten der Natur seyn, wenn man nicht von den Bildern gerührt würde, welche die grossen Dichter uns vor Augen stellen. Es giebt deren, welche die trägste Seele in Bewegung setzen würden. Es ist eine neue, mit neuen angenehmen Zierrathen bereicherte Welt, welche um desto grössern Vorzug vor unsern schönsten Blumen hat, da diese nach einigen Tagen verwelken und vortrefliche Verse auf die Nachwelt kommen.

Es geht mit der Poesie, wie mit den guten Instrumenten, die nur von geschickten Leuten gespielt seyn wollen. Ein schlechtes Werk in Versen ist ein musicalisches Stück von einem elenden Geiger gespielt. Alles das thut der Seele wehe, ist dem Geschmacke zuwider und dem Verstand ärgerlich.

Wie sehr muß man sich nicht betrüben, wenn man die Dichtkunst, welche ursprünglich nur dazu bestimmt war, den Ewigen zu besingen, (denn Moses, der einen so herrlichen Gebrauch davon macht, ist der älteste unter den Schriftstellern,) von einer solchen Erhabeheit herabsinken sieht, um einige Sterbliche zu vergöttern, die oft thierischer sind, als die Thiere selbst.

Die Dichter hätten, zur Ehre der Dichtkunst, durch welche sie so erhaben wurden,

 diesel=

dieselbige niemals entheiligen sollen. Sie würden dadurch vielmehr Hochachtung und weit grössern Ruhm erhalten und es würde sich nicht jederman in die Reihe gestellt haben, um in den Tag hinein zu reimen. Jeder hat den Gegenstand seiner Leidenschaft in Versen besingen wollen; und man hat von allen Seiten her so unanständige als lächerliche Gedichte entstehen sehen.

Die Poesie, welche in ihrem Ursprunge göttlich war, indem sie nur Gott zum Gegenstande hatte, ist durch den damit getriebenen Misbrauch ganz irdisch geworden. Man ist sogar so gottlos gewesen, und hat sie gegen Gott selbst angewandt, da sie doch zu keinem andern Endzweck eingesetzt worden ist, als nur, um dem Ewigen ein Opfer zu bringen, und da auch wirklich darinn ihr schönstes Vorrecht besteht.

Das heißt, Diamanten in den Sand werfen, wenn man schöne Verse an vergängliche Gegenstände richtet. Alsdann läßt man die Natur der Dichtkunst ausarten und der Dichter macht sich wahrhaft verächtlich. *CXXXIII.* Brief.

Es ist eine schöne Gabe, sich kurz zusammenzufassen und eine Menge von Gegenständen in einen sehr kleinen Rahmen zu bringen. Die Prosa ist sehr fehlerhaft, wenn sie matt ist, aber in der Poesie ist das unerträglich. Da darf kein unnützes Beywort hineinkommen und

eigentlich

eigentlich sollte, soviel möglich ist, ein jedes Wort ein Gedanke seyn. Das Lesen gewisser Dichter gleicht einer langen Reise, während welcher man angenehme Gegenden und andere unangenehme findet. *CXXXIV.* Brief.

Man häufet zu viele Bilder in unsern Gedichten, und man sollte nicht so verschwenderisch damit seyn, um einen lebhaftern Eindruck dadurch zu verursachen. Nichts muntert einen Leser besser auf, als das Ueberraschen, und dieses höret auf, sobald man zu viele Sachen anbringen will, um in Verwunderung zu setzen.

Glücklich ist der mäßige Witz, der in gebundener Rede sowohl als in der ungebundenen mit genauer Behutsamkeit die Nebenvorfälle und die Umstände sparsam anbringt. Ich werde eines Gartens bald überdrüßig, in welchem ich überall lauter Wasserfälle und Lustwäldchen sehe; hingegen ergetzt er mich bis zum Entzücken, wenn ich nur von ungefehr grüne Lauben und Springwasser antreffe. Die Veilchen gewinnen unendlich viel dabey, daß sie sich nur zur Helfte unter einem dicken Pusche von Blättern zeigen. Eine Blume, die sich vor dem Anblicke verstecket, reizet die Neugierde um desto mehr.

Es giebt keine Schönheiten, als nur durch die Vergleichung. Wenn alles auf die nemliche Art prächtig wäre, so würden die Augen der Bewunderung bald müde werden. Die Natur, welche jedem, der schreibt, zum Mu-

ster dienen muß, verändert ihre Aussichten auf eine solche Art, daß sie niemals das Gesicht ermüdet; die prächtigste Wiese befindet sich in der Nachbarschaft des ungeziertesten Thals, und oft ein angenehmer Fluß neben einem finstern Hügel. *LXII.* Brief.

Die Dichtkunst ist die Vollkommenheit der Sprachen; und wenn man sie in der Jugend nicht gebraucht, so nimmt man den Geschmack an derselbigen niemals an; es ist unmöglich, in einem gewissen Alter lang nach einander Verse zu lesen, man müßte denn wirklich den dichterischen Geschmack besitzen. *LXXIV.* Brief.

Politik.

Die menschliche Politik entzweyet oder versöhnet sich, je nachdem es ihr Vortheil erfodert; denn es liegt ihr nichts mehr am Herzen, als zu herrschen oder sich zu vergrössern.

Die christliche Politik hingegen kennet die strafbare Kunst, Uneinigkeiten anzustiften, nicht, wenn sie auch den glücklichsten Erfolg davon vorhersehen sollte.

Eine Politik ohne Billigkeit verdienet gar keine Achtung; denn dieß ist der in Handlungen gebrachte Machiavelismus; aber man muß sich den besten Begriff von einer Politik machen, welche, bald ruhig, bald wirksam, sich von

der Klugheit regieren läßt, nachdenkt, berechnet, vorher sieht, nachdem sie sich an das Vergangene erinnert, dem Gegenwärtigen nachgedacht, und in die Zukunft geblickt hat, und auf solche Art alle Zeiten einander nähert, um nichts zu thun, oder um thätig zu wirken.

Es ist unumgänglich nothwendig, daß ein guter Politiker die Geschichte und das Jahrhundert, in welchem er lebt, vollkommen kenne; daß er wisse, welchen Grad der Stärke und des Verstandes diejenigen erreicht haben, die auf dem Schauplatze der Welt erscheinen, um Furcht einzujagen, wenn Schwachheit da ist, um zu widerstehen, wenn er Muth findet, und um sich ein wichtiges Ansehen zu geben, wenn er Verwegenheit vor sich sieht.

Die Kenntniß der Menschen ist noch weit mehr die Wissenschaft eines guten Staatsmannes, als die Kenntniß der Bücher. Es ist wirklich in den Geschäften sehr viel daran gelegen, daß man diejenigen kenne, durch welche man wirken will. Die einen sind nur zum Reden gut, die andern haben Muth zu thätigen Handlungen, und alles kömmt darauf an, daß man sich hierinn nicht irre. Viele Politiker fehlen dadurch, daß sie ihr Zutrauen übel anwenden. Man kann ein Geheimniß nicht mehr zurückhalten, wenn es einmal entwischet ist; und es wäre noch besser, aus allzugrosser Zurückhaltung einen Fehler zu begehen, als

aus Unvorsichtigkeit. Was man nicht sagt, wird nicht aufgeschrieben.

Die Furcht, verrathen zu werden, macht denjenigen kleinmüthig, der irgend jemand sein Herz allzuleichtsinniger weise geoffenbaret hat. Es giebt Umstände, in welchen man scheinen muß, alles zu sagen, ob man gleich nichts sagt, und wo man wissen muß, auf eine geschickte Art die Sache durch Auswege abzuwenden, ohne wider die Wahrheit zu reden; denn das Lügen ist niemals erlaubt.

Es ist keine Schwachheit, nachzugeben, wenn man nicht anders kann, sondern es ist Weisheit. Alles hängt davon ab, daß man den gelegenen Zeitpunct und die Gemüther wohl kenne, und den Eindruck ganz gewiß vorhersehe, welchen ein Widerstand bey solcher Gelegenheit machen würde.

Die Eigenliebe ist der Politik oft nachtheilig; man will über einen Feind siegen, wenn man von der Rachsucht angetrieben wird, und man verwickelt sich in üble Händel, ohne die Folgen davon vorherzusehen.

Man muß das Joch der Leidenschaften abzuschütteln wissen, wenn man die Menschen führen und leiten will, und den hitzigsten Köpfen nichts als blos kaltsinnige Gelassenheit entgegen setzen. Deswegen sagen wir im gemeinen Sprüchwort: Die Welt ist nur für die Kaltsinnigen und gelassenen Leute. Durch

eine sehr mäßige Bescheidenheit macht man den ungestümmesten Widersacher irre und bestürzt.

Wir würden weit weniger Zänkereyen und weniger Kriege in der Welt haben, wenn man ausrechnen wollte, wie schwer es falle und wie viel es koste, sich zu schlagen, und nur blos Feind zu werden. Es ist nicht genug, daß man viele Leute und Geld zu seinem Gebote habe; man muß auch noch wissen, wie man sie gebrauchen kann, und denken, daß der ungefehre Zufall und das ungewisse Glück nicht immer in den Händen der Stärksten sind.

LXXXVIII. Brief.

Protestanten.

Die Protestanten wärmen immer gegen die Römische Kirche eine Menge abgenützter Einwürfe auf, welche Herr Bossuet, ein Französischer Bischoff, in seiner Auslegung des Catholischen Glaubens und in seinem vortreflichen Werke von den mancherley abweichenden Spaltungen zu Staub zerrieben hat.

Es ist unmöglich, einem Protestant Schritt vor Schritt nachzugehen; denn, anstatt die Antwort auf die Frage, die er vorlegt, abzuwarten, trägt er eine neue vor, und läßt keinen zum Athem kommen. Wenn man zugleich auf einmal von dem Fegfeuer, von dem Abendmahle, von der Verehrung der Heiligen spricht,

so

so ist es unmöglich, in dem nemlichen Augenblicke auf diese drey Puncte zu antworten. Eine Controvers muß mit vernünftigen Gründen geführet werden, wenn man einander verstehen will, und folglich erfodert sie, daß man einen Gegenstand gründlich abhandle, ehe man zu einem andern übergeht. Sonst würden wir in die Luft streiten, und das Schicksal aller Zänker haben, welche, wenn sie recht ausdisputirt haben, am Ende eigensinnig auf ihrer Meynung beharren.

Um nun eine regelmäßige Controvers mit den Protestanten anzustellen, muß man ihnen vorstellen und sie müssen mit Aufmerksamkeit nach einander erwägen: 1) alle Beweise, welche das Evangelium selbst und die Briefe des heiligen Paulus (die sie als ein von Gott eingegebenes Werk annehmen) uns verleihen; 2) alle Wahrheiten, die sie bestreiten, und endlich muß man ihnen zeigen, daß die Tradition solche immer ununterbrochen gelehrt habe; denn, wenn es sich anders verhielte, so würde man den Tag und das Datum unserer Neuerung wissen; es wäre denn, daß man uns glauben machen wollte, die ganze Kirche hätte in einem Augenblicke, unerachtet aller ihrer zerstreuten Glieder, ihren Glauben, ohne es zu wissen, verändert. Aber, welch ein Unsinn!

Die Vorwürfe, welche die Protestanten immerfort der Römischen Kirche in Ansehung des ehelosen Standes, welchen man den Priestern

stern vorschreibt, und in Ansehung des Kelches machen, den man den Glaubigen bey der Theilnehmung an den heiligsten Geheimnissen entzieht, fallen von sich selbst weg, wenn man bedenkt, daß die Ehe und das Priesterthum noch täglich bey den Catholischen Griechen mit einander verbunden sind, und daß sie allen Glaubigen die Communion unter den beiden Gestalten geben.

Die Protestanten sollen nur mit aufrichtigem Herzen zur Kirche zurückkehren, und der Pabst wird sie nicht von ihrem Schoose abweisen, weil sie geheyrathete Priester haben, und weil sie die Niessung des Kelches verlangen. Seine Klugheit wird ein Mittel finden, welches ihnen alles gewähren wird, was man gewähren kann, ohne die Lehre und die Moral zu verändern, sondern nur die Veränderung der Kirchenzucht erfodert, als welche zu allen Zeiten abwechselnden Veränderungen unterworfen gewesen ist.

Indem sie zu dem Pabste zurückkehren, werden sie zu demjenigen zurückkommen, der ehedessen ihr Oberhaupt war; denn sie selbst sind es, die sich entfernt haben.

Die Misbräuche, welche damals in der Kirche herrschten, weil es nothwendig ist, wie Christus sagt, daß es Aergerniß und Kezereyen gebe, konnten ihre Vorfahren gar nicht dazu berechtigen, sich zu empören und sich zu trennen. Sie hatten nur den Weg der

Vorstel-

Vorstellungen, und, wenn sie sich in diesen Schranken gehalten hätten, ohne Haß, Bitterkeit und Empörungssucht damit zu verbinden, so würden sie gewiß irgend eine Reformation erhalten haben. Um einiges Geschwulst an unserm Körper zu heilen, verstümmelt und erstickt man ihn nicht.

Viele Protestanten würden zurückkehren, wenn sie nicht durch eine elende menschliche Furcht abgehalten würden; denn es ist unmöglich, daß sie bey ihrem so öftern Lesen der heiligen Schrift nicht die Vorzüge des Oberhauptes der Apostel und die Unfehlbarkeit der Kirche wahrnehmen sollten, als welche niemals irgend einen Irrthum lehren kann, um desto mehr, da Christus wirklich bis an das Ende der Zeit ohne Unterlaß mit ihr ist: omnibus diebus vitæ, vsque ad consummationem seculi.

Es braucht nur Augen dazu, um zu sehen, welche von beiden, die Römische Kirche oder die Protestantische Kirche, Recht habe; die eine erscheint als jener heilige Berg, von welchem die Schrift redet; und die andere als ein Dunst, der die Augen verdunkelt und nichts vestes hat. Da die Protestanten die Kette, welche sie an den Mittelpunct der Einigkeit anhieng, zerrissen haben, so sind sie nichts anders mehr, als verlassene, abgesonderte Wesen, welche keinen Compaß, keinen Wegweiser und kein Oberhaupt haben.

Gott läßt es sie auf eine schreckliche Art fühlen, indem er sie ich weiß nicht wie vielen verschiedenen Irrthümern überläßt, welche fast lauter eben so viele verschiedene Secten als Gemeinden ausmachen. Und dieses beweiset uns, daß, wenn keine Obermacht die Gläubigen mehr vereinigt, sie sich an nichts mehr, als an sich selbst und folglich an alle Vorurtheile halten.

Man muß deswegen ihren Stand nicht beleidigen. Man hat sogar Ursache zu denken, daß wenigstens die meisten es aufrichtig meynen. Aber diese aufrichtige Meynung kann denjenigen, welcher von der Kirche getrennet ist, niemals vor Gott rechtfertigen; denn Gott fodert eine scharfe Untersuchung eines so wichtigen Punctes.

Rath,

wo man ihn in mislichen Umständen suchen soll.

In mislichen Umständen muß man niemals anderswo Rath suchen, als bey solchen Leuten, die ganz gleichgültig und uneigennützig bey der Sache sind; sonst wird man, ohne es zu wollen und ohne deswegen besorgt noch mistrauisch zu seyn, partheyisch.

Es ist eine gar schöne Sache, wenn man nur allein die Wahrheit lieb hat und dieselbige kennet, so wie sie ist. Soviele täuschende

Blend=

Blendwerke nehmen den Schein der Wahrheit so stark an, daß man oft davon hintergangen wird. Wenn man sie bey einer vorfallenden Gelegenheit ohne Wolke sehen will, so muß man alles bey Seite setzen, was man weiß, sich erkundigen und unterrichten, gleichsam als wenn man nichts wüßte, endlich von solchen Personen Rath annehmen, welche ohne vorgefaßte Meynungen sehen und urtheilen.

Ausser diesem muß man reine und rechtschaffene Absichten haben, welche machen, daß wir verdienen, übernatürliches Licht zu erhalten; denn der Herr prüfet unsere Herzen und Nieren; und wenn die Liebe zur Gerechtigkeit uns nicht in unsern Untersuchungen antreibt, so überläßt er uns unsern eigenen Finsternissen.

CXXIV. Brief.

Regenten.

§. 1. Eigenschaften und Pflichten eines Regenten.

Es giebt keine grössere Last, als eine Regierung. Eine Monarchie kann man nicht regieren, ohne seine Person auf mancherley Arten zu vervielfältigen und überall Augen zu haben.

Alles ist Fallstrick für einen Fürst, der einem grossen Reiche vorsteht. Zu der nemlichen Zeit, da er gewiß glaubt, daß man sich bey ihm beliebt zu machen suchet, suchet man ihn

zu hintergehen. Lebt er unordentlich, so schmeichelt man ihm in seinen Ausschweifungen; ist er fromm, so machet man den Heuchler und nimmt die Larve der Religion; ist er grausam, so sagt man ihm, er sey gerecht; und so höret er niemals die Wahrheit.

Er muß oft sein Herz prüfen, um sie zu suchen. Aber wie sehr ist es zu bedauern, wenn sie sich nicht daselbst befindet! Die Geschichte enthält die Regierungen so vieler Fürsten, die böse waren, weil sie gern ferne von der Wahrheit lebten. Sie ist die einzige gute Freundinn der Könige, wenn sie dieselbige anhören wollen; aber sie hintergehen sich oft in Ansehung derselbigen, und halten sie blos für einen beschwerlichen Verweisgeber, den man entfernen oder strafen muß. *LVIII.* Brief.

Die Wahrheit muß nothwendiger weise der Compaß der Regenten seyn. Dieß ist das Mittel, alle Ankläger und alle Höflinge fallen zu machen, sie, die sich an den Höfen durch nichts anders, als nur durch Betrug und Schmeicheleyen erhalten und die tausendmal gefährlicher sind, als alle Landplagen, weil sie den Regent für diese und für die andere Welt ins Verderben stürzen. *LXXXIX.* Brief.

Ein Regent muß sich nothwendiger weise einen vortreflichen Staatsrath wählen, oder alles selbst thun. Es ist für einen Regent und besonders für einen Pabst, eine hauptsächlich nothwendige und höchstwichtige Sache, daß

er tüchtige und gute Leute um sich habe. Man hintergeht die Einsichten des klügsten Regenten, wenn er sich verblenden läßt. Alsdann ist das Kupfer in seinen Augen Gold und der Leute, die er einmal in seinen Schutz genommen hat, nimmt er sich hernach mit dem heftigsten Eifer ohne weitere Ueberlegung an.

Die Kunst, die Gemüther von einander zu unterscheiden, ist einem Regenten nicht weniger nothwendig. Man untersteht sich nicht, einen Monarch zu hintergehen, von welchem man weiß, daß er durchdringende Einsichten besitzt; aber man täuschet denjenigen, der sich leiten läßt. Es giebt Regenten, die aus Unwirksamkeit und aus Schwachheit mehr Unheil gestiftet haben, als aus Bosheit. Man wird es müde, himmelschreyende Ungerechtigkeiten zu begehen, aber man wird es nicht überdrüßig, fühllos und blind zu seyn.

Je schwächer ein Regent ist, desto despotischer wird er seyn; denn die Gewalt geht nie verloren, die Staatsräthe massen sich dieselbige an, und werden tyrannisch.

Noch ein Hauptpunct der Regierung ist, daß jeder an seinen rechten und gehörigen Platz gestellet werde. Die moralische Welt wird wie ein Schachspiel regiert, wo alles nach der Ordnung und nach dem Range zugeht. Setzet man einen Stein statt des andern, so ist schon lauter Verwirrung da.

Ein

Ein Regent ist nicht nur durch seinen erhabenen Rang das Bild Gottes; er muß es auch noch durch seinen Verstand seyn. David hatte, ob er gleich nur ein Hirt gewesen war, erhabene Einsichten, nach welchen er handelte, und er zeigte es, so bald er an die Regierung kam.

Ein Regent, der nur blos gut ist, ist gerade das, was jederman seyn soll; so wie ein Regent, der nur blos strenge ist, die Liebe gegen seine Unterthanen nicht hegt, die er ihnen schuldig ist. *CVI.* Brief.

Seine Unterthanen sind seine Kinder; er ist ihnen Tag und Nacht, kurz, jeden Augenblick schuldig, um ihnen zu Hülfe zu eilen; er soll ihnen nicht höhere Auflagen, als nach dem Verhältnisse ihres Vermögens und ihres Gewerbes zur Last legen, um sie nicht in Dürftigkeit und Verzweiflung zu stürzen; endlich muß er ihnen eine schleunige Verwaltung der Gerechtigkeit verschaffen. Man macht ein Volk nicht anders glücklich, als wenn man sich um die geringsten Umstände bekümmert, und es giebt kein Mittel, diese kennen zu lernen, wenn man sich nicht zu ihm herabläßt. Dieses Volk, welches die Grossen so verachten, die nichts destoweniger ein Theil desselben sind (denn, den Regent ausgenommen, gehört alles zum Volke) ist ein geheiligter Theil, mit welchem sich der Fürst unaufhörlich beschäftigen muß; ein Theil, welcher die Stütze des Trones ist, und den man wie den Augapfel schonen muß.

Das Leben des Regenten ist ein arbeitsames Leben. Die Belustigungen sind ihm, so wie allen Menschen, nur als Erholungen erlaubt, und er muß alles, das Lesen seiner christlichen Bücher und sogar sein Gebet, unterbrechen, sobald es darum zu thun ist, dem Staate zu Hülfe zu kommen.

Die Fürsten sind nicht allein durch ihre Macht und durch ihr Ansehen, so sie von Gott allein erhalten haben, Bilder Gottes, sondern sie sind es auch noch in Ansehung der Tugenden, welche sie besitzen müssen, um ihn vorzustellen. Ein Volk muß von seinem Regent sagen können: **Er regiert uns, wie die Gottheit selbst, mit Weisheit, mit Gnade, mit Gerechtigkeit;** denn die Regenten müssen Rechenschaft von ihrem Betragen gegen ihre Unterthanen ablegen; nicht, als sollten sie denselbigen das Geheimniß ihres Cabinets entdecken, allein sie müssen nichts thun, das denselbigen ein Aergerniß seyn könnte.

Sie sind also in einer unumgänglichen Nothwendigkeit, der Religion die ihr schuldige Ehrerbietung erzeigen zu lassen, nicht, indem sie einen Verfolgungsgeist äussern, sondern indem sie einen Evangelischen Muth beweisen, welcher die Personen verschonet und dem Aergerniß Einhalt thut. Das Leben eines Regenten, so wie seine Krone, ist auf nichts gegründet, wenn er dem Einreissen des Unglaubens nicht steuret.

Der

Der Fürst muß sich auch noch durch gute Sitten hervorthun und dieselbigen eben so in seinen Staaten blühen lassen, wie die Ruhe der Bürger und das Glück der Familien, welche den wahren Keim der Bevölkerung ausmachen.

Nicht durch Pracht soll er seine Würde zu behaupten suchen, sondern durch ein gewisses nach dem Verhältnisse des Umfanges seiner Staaten, seiner Macht und seiner Einkünfte eingerichtetes majestätisches Wesen.

Er muß an die schreckliche Rechenschaft denken, die er Gott von seiner Verwaltung abzulegen hat, und nicht an das, was die Geschichte von den bösen Regenten nach ihrem Tode urtheilt. Dieser Bewegungsgrund ist nicht christlich genug, um die Augen eines gottesfürchtigen Fürsten auf diesen Gegenstand zu lenken; denn die Geschichte ist nur das Geschrey der Menschen, und sie wird mit ihnen untergehen, da hingegen der immer lebendige Gott, der immer ein Rächer der Verbrechen ist, die Richtschnur des Verhaltens eines Regenten seyn soll. Den meisten Leuten ist wenig daran gelegen, ob man nach ihrem Tode gut oder übel von ihnen spricht; aber der Anblick eines unerbittlichen Richters macht den schrecklichsten Eindruck auf ein Gemüth.

Er muß also bedenken, daß er Gott von allen den Aemtern, die er vergiebt und von allem dem Uebel, das darinn verursacht wird, Rechenschaft zu geben habe, wenn er diejenigen,

die solche Stellen besetzen sollen, nicht wohl gewählet hat. Er muß sich auch vor allen Dingen die Gefahr vorstellen, die damit verknüpft ist, wenn unwissende oder lasterhafte Leute zu geistlichen Würden berufen werden und durch Ueberhäufung mit geistlichen Pfründen ihre Weichlichkeit und ihre Begierden Nahrung finden. Das Verdienst soll er suchen und diejenigen belohnen, welche für das allgemeine Beste und für die Religion schreiben. *LXXXIX.* Brief.

§. 2. Ehrfurcht und Gehorsam, so man den Regenten schuldig ist.

Die Ehrfurcht und der Gehorsam, so man den Königen schuldig ist, rühren von dem Ewigen selbst her, welcher fodert, daß man diejenigen ehren soll, denen er seine Gewalt anvertrauet hat, und übrigens wie viele Sachen sagt das Herz nicht, wenn von unsern Vätern, unsern Herren, unsern Vormündern die Frage ist! Das Daseyn der Völker ist nur alsdann vollkommen, wenn es mit dem Daseyn der Fürsten, die sie regieren, genau vereinigt ist. Alsdann ist es ein Ganzes, welches die Harmonie des Himmels vorstellet und überall Freude und Glückseligkeit verbreitet.

Der Gehorsam, welchen man den Königen und denen, so dieselbigen vorstellen, schuldig ist, ist wesentlich mit dem Gehorsam verbun-

verbunden, welchen man Gott schuldig ist, und je ein besserer Christ man ist, desto mehr ehret man die königliche Würde. Tertullianus schildert in seiner Schutzrede für das Christenthum die Glaubigen seiner Zeit als Unterthanen, welche ihren Fürsten am getreuesten ergeben waren, am eifrigsten für sie beteten und die Abgaben am richtigsten bezahlten. Christus setzet den den Monarchen schuldigen Gehorsam mit der Unterwürfigkeit, welche man dem Ewigen schuldig ist, in eine Klasse. Gebt, sagt er, dem Kaiser, was dem Kaiser gehöret, und Gott, was Gott gehöret. Es gilt keine Entschuldigung, kein Vorwand, kein Grund, um sich davon zu befreyen.

Es giebt keinen Fall, keine Umstände, keinen Zeitpunct, keine Gelegenheit, da es erlaubt wäre, sich gegen die Gewalt der Obern zu empören. *CLVIII.* Brief.

§. 3. Beichtvater eines Regenten.

Welch ein Amt! welch eine Last! wie fürchterlich ist diese Stelle! um sie zu erfüllen, muß man ein Engel seyn.

Alles ist Klippe und alles ist Fallstrick für den Beichtvater eines Regenten, wenn er nicht die gehörige Gedult, um die von Gott bestimmten Augenblicke abzuwarten, nicht die gehörige Sanftmuth, um mit Unvollkommenheiten Mitleiden zu haben, nicht die gehörige

Standhaftigkeit besitzt, um die Leidenschaften im Zaume zu halten. Er muß mehr, als jeder andere, mit den Gaben des heiligen Geistes erfüllt seyn, um bald Furcht, bald Hoffnung zu erwecken, und immer Licht zu verbreiten. Er muß einen Eifer, der alle Prüfungen aushält, und einen Geist der Gerechtigkeit besitzen, der ihn das Anliegen des Volkes gegen den Vortheil des Regenten, dessen Anführung ihm anvertrauet ist, abwägen läßt.

Vor allen Dingen muß er sich darauf befleißigen, zu erkennen, ob der Fürst, der unter seiner Anleitung steht, von den Pflichten der Religion und seinen Verbindlichkeiten gegen seine Unterthanen unterrichtet sey; denn, ach! es ist leider nur allgemein, daß ein Fürst aus den Händen dererjenigen, die ihn gebildet haben, kömmt, ohne eine andere Wissenschaft zu besitzen, als nur lauter seichte Kenntnisse. Alsdann muß er seinen Büsser dazu anhalten, daß er Unterricht suche und in den wahren Quellen schöpfe, sich nicht das Gedächtniß mit dem Lesen vieler Bücher belade, sondern dasjenige gründlich studire, was die Religion und die Politik von einem Regenten fodern.

Er muß ihn nicht mit nichtsbedeutenden Kleinigkeiten einschläfern, sondern ihm anempfehlen, daß er immerfort die Wahrheit suche und sie liebe. Er stelle ihm seine Pflichten oft vor, nicht auf eine rauhe und mürrische Art, nicht mit Ungestümm, sondern mit jener Liebe, welche

welche die Eingebung des heiligen Geistes ist, welche niemals anders als mit Klugheit spricht, die gelegenste Zeit zu wählen und sich solche zu nutze zu machen weiß. Wenn ein Fürst von der Wissenschaft und von der Frömmigkeit eines Beichtvaters überzeugt ist, so höret er ihn folgsam an, oder er müßte schon ein ganz verderbtes Herz haben. Sein Beichtvater lege ihm keine auf nichts gewisses abzweckende Bussen auf, die nur in blosen Gebetern bestehen; sondern er lege ein Heilungsmittel auf, welches im Stande sey, die Wunden, die man ihm zeigen wird, zu heilen; und vor allen Dingen suche er zu entdecken, welches der herrschende Hauptfehler sey. Sonst würde man ein ganzes Jahrhundert lang Beicht hören, und doch seinen Beichtenden nicht kennen. Man muß immer an die Quelle des Uebels zurückkehren, wenn man dem weitern Fortgange desselbigen Einhalt thun will. Wenn der Fürst nichts von Fehlern, die er in seiner Verwaltung begeht, angiebt, so muß er überhaupt davon reden, und ihn unvermerkt auf den Punct bringen, daß er dasjenige gestehe, was zu erfahren seinem Beichtvater nöthig ist.

Er sey sorgfältig darauf bedacht, sich in den Schranken seines Amtes zu halten, und sich in keine listige Ränke und nicht einmal in die mindesten Hofgeschäften zu mischen. Es ist schändlich, wenn man einen Geistlichen, der nie anders erscheinen soll, als um Christum vor-

zustellen, sein majestätisches Amt durch niederträchtigen Eigennutz und schrecklichen Ehrgeitz entehren sieht.

All sein Verlangen, alle seine Absichten müssen keinen andern Gegenstand haben, als die Wohlfarth des Fürsten, der sein Vertrauen in ihn setzt. Er reize ihn durch eine gegen alle Prüfungen standhafte und immer im nemlichen Grade anhaltende Tugend zur Bewunderung. Wenn ein Beichtvater sich, und besonders an einem Hofe, wo man nur immer Ausflüchten suchet, um kein Christ zu seyn, nicht verehrungswürdig macht, so berechtigt er die Laster, und setzet sich in den Fall, verachtet zu werden.

Wenn derjenige der zum Beichtvater eines Fürsten ernannt ist, keine Neigung in sich empfindet, diesen Plan zu befolgen, so stehe er davon ab; denn dieß sind Vorschriften, die man nicht überschreiten darf, ohne sich vor Gott und den Menschen sehr strafbar zu machen.

Die Verrichtung eines gemeinen Gewissenrathes zieht die Aufmerksamkeit des Publikums nicht auf sich; aber jederman hält die Augen offen auf das Betragen, welches der Beichtvater eines Regenten äussert. Auch kann er in dem Richterstuhle der Busse niemals zu gewissenhaft seyn, damit man nicht denjenigen sich den Sacramenten nähern sehe, welcher sich derselben nach dem Urtheile aller Leute durch ärgerliche Thaten unwürdig machte. Es giebt

keine

keine zwey Evangelia, eines für die Völker und eines für die Regenten. Die einen werden so wie die andern auf gleiche weise nach jener unveränderlichen Regel gerichtet werden, weil das Gesätz des Herrn ewig bleibt.

Der Beichtvater eines Regenten muß sich also sehr in Acht nehmen, daß er niemals, weder aus Schwachheit noch aus Ehrfurcht vor den Menschen, die Wahrheit verläugne. Mit dem Gesätze Gottes capituliret man nicht; es hat die nemliche Kraft zu allen Zeiten und der Geist der Kirche ist immer der nemliche. Sie lobt heute den Eifer des grossen H. Ambrosius gegen den Kaiser Theodosius, so wie sie ihn ehemals lobte; denn sie ist weder in Ansehung ihrer Moral, noch in Ansehung ihrer Lehrsätze, veränderlich. *LXXXIX.* Brief.

Regierungsform.

Regierungsform des Kirchenstaates.

Wenn man alle die verschiedenen Regierungsformen nach ihrem Werthe schätzen will, muß man sehr verlegen seyn, um zu entscheiden, welche die beste ist. Es giebt keine, welche nicht ihre Mängel hätte; nur das himmlische Vaterland ist es, wo alles vollkommen seyn, und wo man weder Unglücksfälle noch Gefahren finden wird.

Der Engländer, welcher heftig für sein Vaterland eingenommen ist, und welcher so sehr rühmet,

rühmet, daß man in seinem Lande eine besonders grosse Achtung gegen das Eigenthumsrecht und die Freyheit der Staatsbürger hege, befindet sich unter dem Joche eines Volkes, welches ihn nach seiner Willkühr mit fortreißt und durch sein ungestümmes Wesen, das sich nicht einhalten läßt, wirklich unumschränkter Beherrscher ist. Die Polen sind unter der Anarchie und die Russen unter dem Despotismus. Die Türken därfen kein Wort sagen, aus Furcht vor einem Sultan, der alles kann, was er will.

Man wirft mit Recht der geistlichen Regierungsform vor, daß sie unthätig sey, weder Nacheiferung noch nachsinnenden Fleiß errege, weder für den Handel, noch für den Feldbau, noch für die Bevölkerung, das heißt, für alles das, was das Wesen der allgemeinen Glückseligkeit ausmacht, vortheilhaft sey. Aber das Eigenthumsrecht der Staatsbürger und die Freyheit, diese beiden Vorrechte, welche wirklich und wesentlich das Glück der Privatpersonen ausmachen und die man niemals angreifen sollte, bleiben unter der Herrschaft der Päbste unberührt. Man läßt daselbst jeden sein ganzes Vermögen ruhig geniessen, nach seinem Belieben hin und her gehen, ohne ihn jemals zu beunruhigen. Gewaltsame Schritte sind in dem Kirchenstaate unbekannt; und man kann sagen, daß die Vorgesetzten alda mehr zu beten, als zu befehlen scheinen.

Man bildet sich gemeiniglich, und ich weiß nicht warum, ein, daß die geistliche Regierungsform ein eisernes Scepter sey. Indessen kann jedem, welcher die Geschichte gelesen hat, nicht unbekannt seyn, daß es eben die christliche Religion gewesen ist, welche die Sklaverey abgeschaft hat; daß in den Ländern, wo die Sklaverey zum Unglücke noch herrschet, die Bauern, die unter der Herrschaft der Bischöffe stehen, keine Leibeigene sind und daß es endlich keine gelindere Regierung giebt, als die Regierung der Päbste. Ausserdem, daß sie fast niemals in Kriege verwickelt sind, weil sie Fürsten des Friedens seyn müssen, so quälen sie niemand, weder in Ansehung der Auflagen, noch in Ansehung der Art, solche zu entrichten.

Gewisse Inquisitionen haben den Priestern den Uebernamen: Verfolger, zugezogen. Aber ausserdem, daß die Monarchen, welche sie dazu berechtigten, eben so strafbar waren, als die Anstifter derselbigen, so hat man niemals zu Rom gesehen, daß man daselbst die grausame Freude genoß, Staatsbürger aus der Ursache verbrennen zu lassen, weil sie den Glauben nicht hatten, oder weil sie in üble Reden ausbrachen. Als Christus am Kreuze seinen Geist aufgab, verfluchte er diejenigen nicht, die wider ihn lästerten, sondern flehete vielmehr bey seinem Vater um Vergebung für sie. Vater, sprach er, vergieb ihnen. So viel ist gewiß, daß, wenn zuweilen einige Diener Gottes nach

Blut und Mord dürsteten, sie solches nur durch einen auf ungeheure Art übertriebenen Misbrauch der Religion gethan haben, welche, da sie ganz lauter Liebe ist, nichts als Sanftmuth und Frieden predigt.

Man durchgehe alle Länder der Welt; man wird sehen, daß es bey aller Dürftigkeit und Trägheit der geistlichen Regierungsform, keine Unterthanen giebt, die glücklicher leben. Freylich kömmt das von dem guten Boden und Himmelsstriche her, welche die Bedürfnisse des Lebens im Ueberflusse liefern. Wenn diese Regierungsform thätiger und wirksamer wäre, so würde man ganz gewiß eine heftigere Triebkraft und einen stärkern Umlauf in dem Kirchenstaate finden. Aber würde alsdann diese Regierungsform nicht despotisch werden?

Die träge Nachläßigkeit der Päbste, die meistens zu alt sind, um unternehmend und thätig wirksam zu seyn, ist zu gleicher Zeit schuld an dem Glück und an dem Unglück ihrer Unterthanen. Sie lassen die Felder von sich selbst tragen, ohne sich weder mit dem Anbau, noch mit der Verbesserung derselbigen zu beschäftigen; aber sie unterdrücken niemand unter der Last der Auflagen, und jederman ist sicher, ruhig unter seinem Dache zu wohnen, ohne die mindeste Plage auszustehen.

Die reichen Länder werden nach dem Verhältnisse ihrer Reichthümer mit Abgaben belegt; und ich wieß nicht, was besser ist, in einem

nach dem Verhältnisse seines nachsinnenden Fleisses blühenden Lande zu wohnen und ausserordentliche Auflagen entrichten zu müssen, welche einem höchstens so viel lassen, als er zu seines Lebens Unterhalt nöthig hat; oder aber in einem Lande zu leben, wo kein grosser Umlauf ist, wo man aber eine glückselige Bequemlichkeit findet. Es dünkt mich, daß jede einzelne Person, besonders genommen, lieber weniger gewinnt nud nichts bezahlt, als daß sie viel gewinnt und fast alles hergiebt. Ich wenigstens habe lieber fünf und zwanzig Zechinen, die mein sind, als daß ich deren hundert besitzen sollte, von welchen ich neunzig abgeben müßte.

Man läßt sich oft in Ansehung dessen, was man von den Regierungsformen aussagt, von einem scheinbaren Vortheile hinreissen. Das Ganze der Welt zusammengenommen erfodert unstreitig, daß man arbeite, daß man sich bewege, und daß man einander von dem äussersten Theile der Erde zum andern die Hand biete, um Briefwechsel und ein gerechtes Gleichgewicht, oder wenigstens eine glückliche Uebereinstimmung zu unterhalten; aber das hindert deswegen nicht, daß es nicht einen kleinen Winkel in der Welt geben könne, der glücklich seyn kann, ohne an allen den Unternehmungen noch an allen den Staatsveränderungen Antheil zu nehmen. Und der Kirchenstaat ist eben dieses Fleckchen, wo die Uneinigkeit ihre Schlangen nicht

nicht zischen läßt und wo die Tyranney ihre Grausamkeiten nicht ausübt.

Man will nicht der Schutzredner einer Regierungsform seyn, die so viele Fehler hat, als die Regierungsform des Kirchenstaats. Es giebt keine Regierungsart, von welcher man nicht Gutes und Böses sagen könnte. Der Republikaner liebe die Republiken, der Unterthan eines Monarchen liebe die Monarchieen; alsdann ist alles an seinem Platze. *CXI.* Brief.

Religion.

„Die von aller Ewigkeit her in Gott enthaltene Religion zeigte sich äusserlich in dem Augenblicke, da die Welt aus dem Nichts hervortrat und in dem Herzen des Adam ihre Ruhestätte nahm. Dieß war ihr erster Tempel auf Erde und daher stiegen die eifrigsten Bitten unaufhörlich gen Himmel. Eva, die, so wie ihr Gatte, in der Unschuld gebildet war, theilte mit ihm das unschätzbare Glück, den Urheber ihres Daseyns jeden Augenblick zu preisen. Die Vögel vereinigten ihren Gesang mit diesem göttlichen Concert, und die ganze Natur rief ihren Beyfall zu.

So war die Religion und ihr Gottesdienst beschaffen, als die Sünde in die Welt kam und die Reinigkeit derselbigen befleckte; nun floh die Unschuld, und die Busse bemühete sich, an

ihre Stelle zu treten. Adam fand, nachdem er aus dem irdischen Paradiese verbannet war, nichts mehr, als Dornen und Disteln, da, wo er zuvor die schönsten Blumen und die vortreflichsten Früchten gepflücket hatte.

Der gerechte Abel brachte Gott sein eigenes Herz zum Opfer und versiegelte mit seinem Blute seine Liebe zur Gerechtigkeit und Wahrheit. Noah, Loth, Abraham, Isaak und Jacob reichten einander die Hand, um das Gesätz der Natur zu beobachten, die einzige Religion (*) welche damahls dem Herrn angenehm war.

Moyses erschien, als ein neues Gestirn, welches man auf dem Berge Sinai neben der Sonne der Gerechtigkeit schimmern sah, und die zehn Gebote wurden ihm gegeben, damit sie ohne die mindeste Veränderung vollzogen werden

(*) Das heißt, der einzige Gottesdienst oder die einzige damals eingeführte Art, Gott zu verehren. Der P. Ganganelli war weit von dem Gedanken entfernt, daß die Religion des Naturgesätzes eine andere wahre von der christlichen Religion unterschiedene Religion wäre. Er erkennet nur eine einzige Religion unter dem Gesätze der Natur, unter dem Gesätze des Moyses und seit Jesu Christo; aber eine Religion, welche verschiedene Gestalten angenommen und verschiedene stufenweise Erhöhungen gehabt hat. Man sehe die Folge dieses Artikels und das Wort: Kirche.

werden sollten. Der Donner war das äusserliche Zeichen dieses neuen Bundes und das Hebräische Volk bekam ein von der Weisheit selbst aufgeschriebenes Gesätz in Verwahrung.

Ungeachtet des Eifers des Moyses, des Josua und aller Anführer des Volkes Gottes, war doch nur die christliche Religion, welche Anbeter im Geist und in der Wahrheit bildete. Alles, was heilig war, ehe sie erschien, gehörte ihr zu, und da sie sich, von dem Worte das Fleisch geworden war, ausgeflossen, in der ganzen Welt zeigte, errichtete sie ihren Sitz auf den Trümmern des Judenthums, als die geliebte Tochter, und änderte die Gestalt der ganzen Welt. Die bösen Begierden wurden, eben so wie die bösen Handlungen verboten, und die reinesten und erhabensten Tugenden keimten in dem Blute sehr vieler Martyrer auf.

Die Kirche folgte auf die Synagoge, und die Apostel, welche die Säulen der Kirche waren, bekamen Nachfolger, welche bis an das Ende der Zeit auf einander folgen müssen. Nach diesem ganz himmlischen Entwurfe und nach dieser vollkommen göttlichen Einrichtung folgt die Wirklichkeit auf den Schatten; denn das ganze alte Gesätz war nur ein Vorbild Christi, und die völlige Ueberzeugung nach dem Tode wird die Belohnung des Glaubens seyn. Wir werden Gott so sehen, wie er ist und ewig in ihm ruhen. *XII.* Brief.

Das Christenthum ist ein kostbares Gemälde, von der Hand Gottes gezeichnet, welches er selbst den Menschen darstellete, als es noch kaum entworfen war. Christus kam und vollendete es; aber er wird ihm den Glanz und die Farben, die es haben muß, erst in der Ewigkeit verleihen. Alsdann wird kein anderer Gegenstand mehr unsere Blicke an sich ziehen, als die Religion allein, weil sie in dem Wesen Gottes selbst seyn und mit ihm ein Ganzes ausmachen wird, nach dem Ausdrucke des heiligen Augustinus.

Wenn die von Gott vestgesetzte Religion verschiedene Gestalten angenommen hat; wenn sie seit der Ankunft des Meßias vollkommener geworden ist, so kömmt solches daher, weil Gott auf die nemliche Art mit ihr verfahren ist, als wie mit unserer Vernunft, welche anfangs nur ein schwaches Licht ist, sich alsdann nach und nach enthüllet und in dem schönsten Glanze erscheint. *CXIX.* Brief.

Das stufenweise Steigen der Religion ist in den Augen eines wahren Philosophen bewundernswürdig. Er betrachtet sie unter dem natürlichen Gesätze als einen zarten Pomeranzenbaum, der noch nichts anders darstellet, als einen grünenden Stamm; unter dem geschriebenen Gesätze sieht er sie Knospen austreiben, die bereit sind, sich aufzuschliessen, und unter dem Gesätze der Gnade im Ueberflusse Blühten und Früchten tragen, welche auf allen

Seiten den angenehmsten Wohlgeruch ausduften. Noch besser gesagt, sie ist anfangs eine Dämmerung, die aus dem Schoose des Chaos aufbricht und die Finsternisse zerstreuet; hernach ist sie eine Morgenröthe, welche den schönsten Tag ankündiget; endlich ist sie die Sonne selbst, welche den Keim aller Tugenden durch die Wirkungskraft ihrer Stralen erwärmt und befruchtet; aber dieser schöne Tag wird oft mit Wolken umgeben, und er wird nicht eher vollkommen heiter und in seinem Mittage seyn, bis uns die Himmel offen stehen. Ebendaselbst und Betrachtungen über den Eifer.

Dieser Fortgang der Religion ist der Zeit gemäß, welche dieses Leben ausmacht und nur in einer auf einander folgenden Reihe besteht. Also hat Gott die Gestalten der Religion verändert, weil wir in einer abwechselnden Welt leben; und er wird sie auf eine unveränderliche Art in dem Himmel vestsetzen, weil daselbst keine Veränderung statt findet. Diese gegenseitige Verbindungen und Verhältnisse zeigen die Weisheit des Höchsten Wesens in ihrem größten Glanze. Da die Religion für den Mensch ist, so hat das Höchste Wesen gewollt, daß sie dem weitern Fortgange des Menschen nach seinen verschiedenen Arten des Daseyns folgen sollte. *CXIX.* Brief.

Die Religion ist eine Kette, deren erster Ring Gott selbst ist und die sich so weit als die Ewigkeit erstrecket. Ohne dieses Band trennet sich alles

alles und zerfällt; die Menschen sind nichts mehr, als verächtliche Thiere und die ganze Welt hat nichts reizendes mehr; denn weder die Sonne noch die Erde machen den Werth derselbigen aus, sondern der Ruhm, in dem unermeßlichen Raume des höchsten Wesens eingeschlossen zu seyn und das Daseyn nur durch Christum zu haben, nach den Worten des Apostels: Alles ist durch ihn und in ihm. *XII.* Brief.

Es ist wahr, daß in der Katholischen Lehre Dunkelheiten anzutreffen sind; denn, nach der Aussage des heiligen Paulus ist der Glaube die Gewißheit der nicht sichtbaren Dinge. Werden wir aber wohl ein Land verlassen, in welchem Wolken sind, um in ein anders zu ziehen, wo Finsterniß und Schrecken wohnen? Man findet Stützen, wenn man der Christlichen Religion folgt; aber wer sich davon entfernt, geht nur geradewohl über Trümmern und Abgründen. *CXLII.* Brief.

Die Natur und die Religion kommen, die eine so wie die andere, von Gott her, und sie haben beide, obgleich auf eine ganz verschiedene Art, ihre Geheimnisse und ihre Unbegreiflichkeiten; und aus eben der Ursache, vermöge welcher man das Daseyn der Natur nicht läugnet, obgleich ihre Wirkungsarten oft vor uns verborgen sind, kann und darf man das Da-

seyn der Religion, unerachtet ihrer Dunkelheiten, nicht läugnen. *CXIX.* Brief.

Die ganze Welt, so wie wir sie kennen, ist wirklich und wahrhaftig ein Räthsel, ohne die Religion. Nur diese allein kann uns sowohl von dem Elende, welches wir leiden und dessen Ursache der Philosoph nicht finden kann, als auch von den immer aufs neue entstehenden Begierden, die uns beunruhigen und quälen und deren ungestümmen Trieb wir nicht stillen können, Rechenschaft geben. *VI.* Brief.

Die Welt lag zu allen Zeiten im Streite und in Irrthümern, und man muß sich für glücklich schätzen, daß man ein sicheres Licht hat, um den geraden Weg zu finden. Dieses Licht ist die Fackel der Offenbarung, welche, unerachtet aller Bemühungen des Unglaubens niemals auslöschen wird. Es geht mit der Religion, wie mit dem Firmament, welches uns zuweilen dunkel zu seyn scheint, aber nichts destoweniger seinen Schimmer behält.

Die Leidenschaften und die Sinne sind Dünste, welche mitten aus unserer verderbten Natur aufsteigen und die himmlische Klarheit vor unserm Blicke verstecken. Der Mensch, welcher nachdenkt, ohne unruhig noch bestürzt zu werden, erwartet die Rückkehr des schönen Wetters. Sollte man nicht wissen, daß die Nebel, welche die Celsus, die Porphyrius, die Spinosa, die Collins, die Bayle haben aufsteigen machen, zerstreuet sind, und daß die

Nebel der neuern Philosophie das nemliche Schicksal haben werden? In jedem Jahrhundert hat es sonderbare Menschen gegeben, welche bald durch die Waffen, bald durch die Schwärmerey das Christenthum vertilgen zu müssen schienen; und dennoch sind sie vergangen, wie die Gewitter, welche nur dazu dienen, den Himmel heiterer erblicken zu lassen. *VI.* und *XXI.* Brief.

Uebrigens (wenn es Gott gefallen hat, Dunkelheiten in der Religion zu lassen) kömmt es wohl dem Menschen zu, daß er von Gott Rechenschaft seiner Verhaltung fodere? wird wohl der Mensch Gottes Wege anordnen und ihm seine Art zu wirken vorschreiben? Gott offenbaret sich uns, aber er behält sich dabey immer das Recht vor, als Beherrscher zu handlen, weil nichts vorhanden ist, das ihm nicht wirklich unterworfen wäre. Wenn er uns hienieden seine Absichten deutlich offenbarte, wenn die Geheimnisse, die in uns Bewunderung und Schrecken erregen, uns entdeckt wären, so würde dieses das anschauende Sehen seyn, welches er uns nach diesem Leben vorbehält und das Sterben wäre unnöthig und unnütz. Die augenscheinliche Ueberzeugung ist nur dem Himmel eigen; und wir wollen uns dessen vor der Zeit anmassen, ohne zu bedenken, daß alles von einer unendlichen Weisheit angeordnet und bestimmt ist, und daß wir nichts anders zu

thun haben, als uns zu unterwerfen und anzubeten. *CXIX.* Brief.

Wenn es einen Gott giebt, so wie die Natur es uns von allen Seiten her zuschreyet, so giebt es auch eine Religion. Wenn es eine Religion giebt, so kann diese nicht anders, als unbegreiflich, erhaben und eben so alt seyn, als die Welt, weil sie von einem unendlichen und ewigen Wesen herkömmt; wenn sie diese Merkmale und Kennzeichen hat, so ist sie unstreitig das Christenthum; und wenn sie das Christenthum ist, so muß man dieses nothwendiger weise für Göttlich erkennen und ihm Verstand und Herz ergeben. *CXIX.* Brief.

In der Christlichen Religion ist alles mit einander verbunden und im Zusammenhange. Wenn man Grundsätze vestsetzet, so fürchtet man nicht, daß man Schlußfolgen daraus ziehe. Sagt man, daß sie sehr streng für die Menschen ist, so ist dieß ein Beweis, daß sie dieselbige nicht gemacht haben. Sie würden sie gelinder eingerichtet haben, wenn sie die Erfinder derselbigen gewesen wären. Man würde darinn die Selbstverläugnung nicht als den Grund dieser Religion sehen, wenigstens würde man die böse Lüste darinn erlaubt haben. *CXLII.* Brief.

Ferner ist die Religion zu erhaben, um das Werk eines Menschen zu seyn. Die Wahrheiten, welche das Christenthum uns vorträgt, sind erhabene Wahrheiten, die uns den höch-

sten Begriff von Gott beybringen; tröstende Wahrheiten, die ihn uns mitten unter uns zeigen, um uns Hülfe und Rettung zu verschaffen; Wahrheiten, die immer bestritten worden sind, aber immer den Sieg behalten haben. *XII.* und *CXLII.* Brief.

Die Religion wird immer gewiß versichert seyn, den Sieg in den Augen derjenigen zu gewinnen, welche Grundsätze haben. Genug, daß man bis auf ihre Quelle zurückgeht, sie nach allen ihren Theilen untersuchet und ihr bis dahin nachfolget, wo sie ihr Ziel und Ende haben muß, so wird man ihre Wahrhaftigkeit erkennen; aber man entstellet sie, man entehret sie und es ist nichts mehr, als ein blosses Gerippe, welches die Unglaubigen an ihren Platz stellen. Es ist nicht mehr zu verwundern, daß diejenigen, welche keinen Unterricht erhalten haben und nach dem berühmten Namen der Modegeister urtheilen, sich davor fürchten. *CXIX.* Brief.

Der Mensch kehre in sich selbst, er frage seine Seele, sein Herz, sein Gewissen, kurz, alle seine Geisteskräfte, so wird er die stärksten Gründe für die Religion finden; aber dazu wird erfodert, daß er seine Sinnen fessle und seine Leidenschaften im Gehorsam halte; denn diese sind lauter Lügner, lauter Betrüger, die unaufhörlich den Materialismus anpreisen und die Liebe zum Vergnügen rühmen. Gemälde oder Schilderung des Menschen.

Reliquien der Heiligen.

Es giebt wirklich zwo Klippen zu vermeiden, wenn man wahrhaft Catholisch ist; die eine, zu viel zu glauben, und die andere nicht genug zu glauben. Wenn man allen den Reliquien, die man in allen Ländern zeigt, Glauben beymessen wollte, so müßte man sich oft einbilden, daß ein Heiliger zehn Köpfe oder zehn Aerme gehabt habe.

Dieser Misbrauch, der uns den Namen: Aberglaubische zugezogen hat, hat zum Glücke nur bey den Unwissenden Wurzel gefaßt. Man weiß, dem Himmel sey Dank, in Italien, (und die Seelenhirten wiederholen es oft genug,) daß nur das Mittleramt Christi unumgänglich nothwendig, die Vermittelung der Heiligen aber, so wie es das Tridentinische Concilium ausdrücklich lehret, nur blos gut und nützlich sey.

Die Reliquien der Seligen verdienen alle unsere Verehrung, als kostbare Ueberbleibsel, die einst auf eine herrliche Art wieder von neuem belebt werden sollen; allein wir erkennen, indem wir ihneu Ehre erzeigen, daß sie an uns für sich selbst gar keine Kraft besitzen, und daß Christus, von welchem sie gleichsam einigermassen Fragmente sind, und der heilige Geist, dessen wahre Tempel sie sind, ihnen einen ganz himmlischen Eindruck mittheilen, der fähig ist, die größten Wunder zu wirken.

Uner=

Unerachtet dessen wird der Gott schuldige Dienst nur allzuoft durch die Verehrung der Heiligen gestöret und unterbrochen. Daher kömmt es, daß in Rom die weise Verordnung ist, niemals Reliquien auf den Altar zu stellen, wo das Venerabile (das heilige Sacrament) ausgesetzt ist, aus Furcht, die Aufmerksamkeit möchte getheilt werden.

Unserer Religion, die so geistreich und so erhaben ist, wird mit Unrecht der Vorwurf gemacht, als suche sie Misbräuche gültig zu machen, von welchen man nicht die mindeste Spur in den Domkirchen und in den alten Klöstern finden wird.

Wenn man den Unwissenden, die sich nicht eines bessern zu belehren suchen, Gehör giebt, so wird keine Bildsäule seyn, die nicht geredet hätte, kein Heiliger, der nicht Tode auferwecket hätte, kein Todter seyn, der nicht erschienen wäre; aber die Feinde der Catholischen Religion bürden der Römischen Kirche die ungegründeten Mährchen, welche der Aberglauben unaufhörlich ausposaunet, fälschlich an. Der Pöbel ist eine solche Gattung von Leuten, denen man vergebens vorpredigt; er läßt sich von dem, worauf er einmal eigensinnig beharret, nicht abbringen, wenn er sich auch sogar etwas in den Kopf gesetzt hat, das gegen die Lehre der ganzen Kirche streitet.

Ich habe neulich einen Engländer gestehen machen, daß die Protestanten es sich ordentlich

angele=

angelegen seyn lassen, uns immerfort ungereimtes und albernes Zeug aufzubürden, das wir verwerfen, und daß sie bey der Art, wie sie uns beurtheilen, nicht aufrichtig und unpartheyisch zu Werke gehen.

Italien hat immer einsichtsvolle Geistliche gehabt, welche über die Leichtglaubigkeit der schwachen Geister und über den Unglauben der Freygeister geseufzt haben. Ein vernünftiger Mann beurtheilet den Glauben eines Landes nicht nach dem Glauben des Pöbels, sondern nach den Grundsätzen, welche sowohl in den Catechismen als bey dem öffentlichen Unterrichte gelehret werden.

Wenn vielleicht in Italien mehr Aberglauben zu finden ist, als anderswo, so kömmt solches daher, weil das Volk in diesem Lande eine erhabenere Einbildungskraft besitzt, und daher geneigter ist, ohne Ueberlegung auf alles loszufallen, was sich seiner Seele vorstellet. *XXXV.* Brief.

Schuldner,

wie man sich gegen dieselbige verhalten müsse.

Es ist nicht genug, daß man, Gott zu lieb, Allmosen gebe; denn die Christliche Liebe erstrecket sich auf alles. Man muß auch seine Pachtleute nicht quälen und seine Unterthanen nicht plagen.

Man

Man lebt nicht nach dem wahren Sinne der Religion, wenn man Kleinigkeiten, die man verachten sollte, mit der äussersten Strenge fodert. Das Christenthum kennet jenen schändlichen Eigennutz nicht, der sich bis mit den geringsten Sachen beschäftiget, und man hat nur die Schale desselbigen, wenn man aus Furcht, hintergangen zu werden, immer gegen seine Pachtleute Schildwache steht. Das Herz muß nothwendiger Weise irdisch seyn, wenn man sich allzueifrig mit den geringsten irdischen Kleinigkeiten beschäftigt.

Ach! warum wollen wir uns denn so heftig um vergänglicher Güter willen kränken. Das Reich Christi fodert Anbeter im Geiste und in der Wahrheit, deren Herz nicht durch ein eigennütziges Betragen und durch blos weltliche Absichten schwach und unmüthig geworden ist.

Es thut recht leid, wenn man rechtschaffene Leute sieht, denen es bange ist, die Erde möchte ihnen fehlen, und die oft, ob sie gleich sehr reich sind, mehr auf ein elendes Stück Geld sehen, als es ein armer Handarbeiter thun würde.

Alle Werke der Andacht sind gänzlich unnütz, wenn man nicht vollkommen von den Gütern dieser Welt abgezogen wird, und wenn man fortfährt, durch eine allzuheftige Begierde zu Reichthümern die Plage seiner Schuldner zu seyn. Man muß lernen, lieber zu verlieren,

als andere zu quälen. Der Geist der Gerechtigkeit verträgt sich nicht mit unaufhörlichem Mistrauen, mit unruhigen Sorgen für die Zukunft und mit ewigem Gezänke.

Wenn einige Streitigkeiten zwischen uns und unsern Pachtleuten vorfallen, so müssen wir die Sachen mehr zu derselbigen, als zu unserm eigenen Vortheile einzurichten suchen; dieß ist dem Rathe Christi gemäß, der uns befiehlt, unser Kleid dazu zu geben, wenn man unsern Mantel von uns fodert. Unser ganzer Ueberfluß, und sogar auch ein Theil von unserm Nothwendigen gehöret in dringenden Umständen den Armen. Wir sind also strafbar, wenn wir zusammenscharren. Dieß sind freylich harte Wahrheiten, aber ich habe das Gesätz nicht gemacht. *CXVIII.* Brief.

Stand.

(Wahl eines Standes.)

Die verschiedenen uns angebotenen Stände sind, wenn die Vernunft die Wahl entscheiden kann, lauter Mittel, zur Vollkommenheit zu gelangen; aber es ist darum zu thun, daß man sie gut wähle, sonst werden wir Ungeheuer in der Gesellschaft und stören die Harmonie, welche unter den vernünftigen Geschöpfen bestehen soll. Aber der Mensch, welcher fast immer durch sinnliche Gegenstände verführt wird, betrügt sich oft in Ansehung seines Berufs;

rufs; und daher entsteht das Gegeneinanderanstossen so vieler verschiedener Leidenschaften, die ihn mit sich selbst uneins machen, welche die Familien entzweyen, die Unruhe in den Staaten verursachen und die Tugend verdunkeln. Gemälde oder Schilderung des Menschen. Man sehe hierüber das Ende des Artikels: Erziehung.

Studiren.

Es giebt fast gar keine Art zu studiren mehr, als nur in Auszügen. Wenn man nur die Oberfläche der Wissenschaften kennet, so glaubt man schon, ein grosser Gelehrter zu seyn. Ich weiß nicht, wie weit uns das noch führen wird; aber ich befürchte sehr, wir möchten noch unvermerkt nach und nach wieder in die Unwissenheit des zehnten Jahrhunderts verfallen. Die Wissenschaft ist so, wie der Mond, der, wenn er sich einmal ganz gezeigt hat, hernach nur einen Theil von sich selbst sehen läßt und sich endlich ganz verbirgt. *XVIII.* Brief.

Art, nützlich zu studiren.

Der Rath, über die Art zu studiren muß sich nach den Neigungen und nach den Fähigkeiten dererjenigen, welche studiren, richten. Wenn jemand einen sehr lebhaften Geist besitzet, so muß man das Feuer desselbigen durch das Lesen solcher Werke dämpfen, in wel-

welchen wenig Einbildungskraft herrschet; wenn hingegen jemand langsam in seinen Gedanken ist, so muß man dieselbigen dadurch aufmuntern, daß man ihn mit Büchern, die feurig geschrieben sind, bekannt mache.

Wir müssen unser Gedächtniß nicht mit Zeitrechnungen und Vorfällen überladen, ehe unsere Begriffe in Ordnung und unsere Beurtheilungskraft in Richtigkeit gebracht sind. Man muß sich daran gewöhnen, methodisch zu denken, und, obgleich ohne mühsame Anstrengung, alle Hirngespinste zu vertreiben, die durch den Kopf ziehen. Derjenige, welcher blos in den Tag hinein denkt, ist zu nichts zu gebrauchen, weil er nichts findet, das ihn vest bestimme.

Wir müssen von Zeit zu Zeit einen Blick auf die schönsten Stellen der Redner und der Dichter werfen, nach dem Beyspiele des heiligen Hieronymus, nemlich, nicht als ein Mensch, der sich gierig damit nähret, sondern als ein solcher, der das Beste herauszieht, um seine Schreibart damit zu zieren und sich deren zur Ehre der Religion zu bedienen.

Hernach werden die Geschichtschreiber gleichsam an der Hand von einem Zeitalter zum andern führen, um die Begebenheiten und die Staatsveränderungen zu zeigen, welche die Welt unaufhörlich beunruhigt und beschäftigt haben. Dieß wird ein immerwährendes Mittel seyn, eine Vorsehung, die alles nach ihren

Absich-

Absichten leitet, zu erkennen und anzubeten. Man wird in der Geschichte fast auf jeder Seite sehen, wie die Reiche und die Kaiser in der Hand Gottes Werkzeuge der Gerechtigkeit oder der Barmherzigkeit gewesen sind; wie er sie erhebt und wie er sie erniedrigt; wie er sie erschaft und wie er sie zerstöret, indem er immer dabey der nemliche bleibt und sich niemals verändert.

Wenn wir den andern Morgen wieder lesen, was wir abends zuvor gelesen haben, so wird dasjenige, was wir gelesen haben, in unserm Gedächtnisse in Ordnung kommen; nach einem Buche, das voller Einbildungskraft ist, müssen wir ein kaltes und gründliches Werk lesen. Dieß mäßiget die Gedanken, welche durch die Werke eines erhabenen Geistes zum Gähren gebracht worden sind, und dieß setzet das Genie wieder in seine Ruhe, welches sich nur allzuoft aus der Sphäre, in welcher es bleiben soll, hinaustreiben läßt.

Der Umgang mit gelehrten Leuten ist sehr nützlich, so wie auch die Gesellschaft der Alten. Sie haben in ihrem Gedächtnisse, welches mit verschiedenen Vorfällen, davon sie selbst Zeugen gewesen sind, ausgerüstet ist, ein Register, das gut zum Nachschlagen ist. Sie sind jenen alten Büchern ähnlich, die vortrefliche Sachen enthalten, ob sie gleich wurmstichig, halb vormodert, staubigt und schlecht eingebunden sind.

Wir müssen uns für kein Werk, für keinen Schriftsteller, für keine Meynung besonders heftig einnehmen lassen, aus Furcht, ein Anhänger irgend einer Parthey zu werden; alsdann aber müssen wir dem einen Schriftsteller den Vorzug vor dem andern geben, wenn er gründlicher und vortreflicher ist. Die vorgefaßte Meynung und die Vorurtheile sind Dinge, vor welchen man sich mit mehrerer Behutsamkeit hüten muß und zum Unglücke läßt man sich desto leichter davon einnehmen, je mehr man studirt. Man vereinigt sich gewissermassen mit einem Schriftsteller, der gute Sachen gesagt hat, und man wird unvermerkt der Lobredner und der Nachbeter aller seiner Meynungen, ob er gleich oft auch wunderliche darunter hat. Wir müssen uns vor diesem Unglücke verwahren und immer mehr der Freund der Wahrheit, als des Plato oder des Aristoteles seyn.

Ein übermäßiges Studiren ermattet die Seelenkräfte; jeder Tag hat mit seiner Arbeit genug, und man muß nicht durch eine bis in die späte Nacht verlängerte Arbeit etwas von dem morgenden Tagwerke vorausnehmen, es wäre denn, daß solches im Nothfalle geschähe. Ein Mensch, der seine Zeit richtig eintheilet und ordentlich nur einige Stunden der Arbeit widmet, kömmt viel weiter, als derjenige, welcher Stunden auf Stunden aufhäuft und seinem Eifer keinen Einhalt zu thun

weiß.

weiß. Wenn man keine Ordnung hat, so wird man endlich gemeiniglich ein blosses Titelblatt von Büchern oder eine umgestürzte Bibliothek.

Man muß also die Ordnung lieben, ohne bis auf Kleinigkeiten allzupünctlich zu seyn, damit man seine Arbeit auf eine andere Zeit aufzuschieben wisse, wenn man sich nicht aufgelegt zum Studiren befindet. Ein Studirender muß nicht wie ein Ochs arbeiten, der gezwungen wird, eine Furche zu ziehen, oder wie ein Taglöhner, den man tagweise bezahlt.

Es ist eine üble Gewohnheit, wenn man sich immerfort gegen die Ruhe und gegen den Schlaf widersetzt. Was man ungern thut, wird niemals recht gethan, und was man mit allzuheftigem Eifer thut, schadet der Gesundheit. Es giebt Tage und Stunden, da man gar keine Lust zur Arbeit hat, und alsdann ist es eine Thorheit, sich Gewalt anzuthun; es wäre denn, daß es dringende Eile hätte. Es giebt wenig Bücher, an welchen man nicht die Mühe der Arbeit bemerkt; denn man schreibt nur allzuoft, wenn man ausruhen sollte. Es giebt eine grosse Kunst, um es im Studiren weit zu bringen; sie besteht nemlich darinn, daß man die Arbeit zu rechter Zeit vornehme und zu gehöriger Zeit wieder verlasse. Ohne dieses wird der Kopf erhitzt, die Geisteskraft verzehrt oder überspannt, und alles, was man alsdann verfertigt, ist matt oder wunderlich und schwärmend.

Man muß die Werke wohl auswählen, damit man lauter gute Sachen wisse und solche wohl anwende. Das Leben ist zu kurz, als daß man es mit überflüßigem und unnützem Studiren verschwenden sollte. Wenn man sich nicht mit dem Lernen eilet, so wird man alt, ohne daß man etwas weiß.

Wir müssen nicht suchen, aus der Ursache ein Gelehrter zu seyn, um uns Ruhm zu erwerben; denn die **Wissenschaft** macht übermüthig, aber die christliche Liebe erbauet.

Der Vortheil, das Studiren zu lieben und mit den Todten umzugehen, ist tausendmal besser, als der eitle Ruhm, Lebendigen zu befehlen. Der Mensch, welcher sich fleißig beschäftigt, kennet die verdrüßliche Langeweile nicht, und hält sich noch für jung, wenn er schon alt ist. Mit einem Buche, mit einer Feder, mit Gedanken befindet man sich überall, wo man ist, wohl. Der Verstand beut, so wie das Herz, dem Menschen Schutzörter an, wenn er sich in eine solche einsame Stille zu flüchten weiß. *CIII.* Brief.

Styl.

Da der Styl die Art ist, die Gedanken auszudrücken und ihnen Farbe zu geben, so muß man sich besonders befleißigen, ihn, nach den verschiedenen Arten zu schreiben, gleichförmig einzurichten. Mancher Aufsatz erfodert den gemä=

gemäßigten Styl, und mancher andere den erhabenen Styl.

Jeder Schriftsteller hat einen ihm besonders eigenen Styl, und so grosse Geschicklichkeit er auch besitzen mag, denselbigen manchfaltig und abwechselnd zu verändern, so lassen sich doch die Kenner dadurch nicht hintergehen.

Jeder gründliche Schriftsteller hütet sich vor einem blendenden Styl. Man hat nur einen blos natürlichen Styl nöthig, wenn man von gelehrten Sachen redet; es wäre denn, daß man die Leser täuschen wollte; aber alsdann ist man ein Marktschreyer und kein Gelehrter.

Der Styl ist eine Art von Zauberkunst, die man nur allzuoft mit erwünschtem Erfolge gebraucht, um Sätze, die gegen die allgemeinen Meynungen streiten, für Wahrheiten annehmen zu machen, um Trugschlüsse für vortreffliche Urtheile zu verkaufen. Durch diese List haben die meisten Unglaubigen und Ketzer ihr Gift fein distillirt. Man fand ihre Werke so schön geschrieben, daß man der Worte zu gefallen die Sachen vergaß, und daß eine vollkommen wohlklingende Redensart ihnen eine Menge Bewunderer verschaffte.

Es giebt Werke, die einen edeln und kräftigen Styl erfodern, dergleichen sind die öffentlichen Reden und die Vertheidigungen der Sachwalter vor Gericht; und andere erfodern Geist und Rührung im Styl, dergleichen sind die Gebeter und die geistlichen Bücher.

Da die Geschichte ein Gemälde ist, welches Licht und Schatten und oft grosse Züge erfodert, so muß man sie mit Stärke und Wahrheit schreiben, sich bald hellere bald dunklere Gesichtspuncte vorbehalten, Blumen mit Mäßigung ausstreuen und immer die Tugenden liebenswürdig und die Laster in ihrer Häßlichkeit zeigen.

Ich rede hier nicht von den Romanen, unter welchen der beste nichts taugt; denn sie sind unsern meisten Schauspielen ähnlich, sie sind fast alle riesenförmig übertrieben oder sie haben fast alle den nemlichen Ausgang. Uebrigens ist es moralisch unmöglich, daß ein Schriftsteller, der in das Unwahre verfällt, um das Wahre beyzubringen, nicht eine doppelte Person ausmache und folglich ausser dem Natürlichen heraus sey.

Der Styl der academischen Werke soll glänzend seyn, denn sie gehören einzig und allein in das Fach des Verstandes. Sie erfodern Luftzeichen, welche blenden, Abfälle, die Bewunderung und Erstaunen erregen, Lichter, die mit Geschicklichkeit sparsam und am rechten Orte angebracht sind, welche dem Auge einen reizenden Anblick darstellen. Die Worte müssen darinn so wohl und so passend zusammengeflochten seyn, daß sie einander gegenseitig verschönern müssen, so wie alle Blumen, aus welchen ein Straus besteht, einander helfen, ein angenehmes Ganzes auszumachen, wel-

ches

ches den Anblick zu ergetzen würdig sey. Aber man strengt den Verstand zu sehr an, um sich ein wichtiges Ansehen zu geben und man stellet lauter solche Gemälde dar, die nicht natürlich sind, und denen man die mühsame Arbeit anmerkt.

Was den Styl in den Predigten betrifft, so fehlet er gegen alle Regeln, wenn er nicht rührend, nachdrücklich und erhaben ist. Der heilige Chrysostomus hat uns den Gang desselbigen gezeigt; er, der immer in Gott, von der heiligen Schrift genähret und mit der Kenntniß des menschlichen Herzens erfüllt war, redet, donnert, erschüttert, und läßt den Sündern keine andere Antwort, als Geschrey und Reue.

Wenn man im Predigen nur unterrichtet, so hat man weiter nichts gethan, als die Gemüther vorbereitet; wenn man nur rühret, so hat man nur einen flüchtigen Eindruck zurückgelassen; wenn man aber Geist und Nachdruck zugleich mit dem Lichte verbreitet hat, so hat man die Pflicht des Predigers erfüllet.

Ich sehe die Ursache nicht ein, warum alle Predigten unter die nemliche Form gezwungen werden sollen. Die Kanzelberedsamkeit würde einen kühnern Schwung nehmen, wenn sie selbst sich den Plan bezeichnete, der sich für sie schickt, und wenn man sich nicht an Abtheilungen und an Unterabtheilungen bände. Wir nehmen diesen Zwang nicht in den Kirchenvä-

tern wahr, welche doch die beredtesten Männer gewesen waren. Wenn der Geist und das Herz von ihrem Gegenstande erfüllet und lebhaft durchdrungen sind, so wissen sie zu unterrichten und zu rühren, ohne einen ersten und zweyten Theil.

Die Lobreden, so wie die Leichenreden müssen sowohl in das Fach der Kanzel als der Academien gerechnet werden; aber, wenn sie wohl gerathen sollen, so muß der Witz nur darinn erscheinen, um den Perioden eine Schattirung zu geben und dem Genie zum Colorit zu dienen.

Das Genie allein muß dergleichen Werke erschaffen, damit sie zugleich ungezwungen und erhaben, historisch und polemisch, unterrichtend und rührend seyen. Die Moral muß die Seele derselbigen seyn, aber es muß scheinen, als stellte sie sich von selbst ein, damit man von Seiten des Redners weder Anstrengung noch Zwang bemerke.

Ich habe sehr wenig gute Leichenreden gelesen, denn gleich im Eingang rief man den Witz zu Hülfe, und genug, daß man diesen sucht, so kömmt er nicht.

Man würde oft das, was man von sehr weit herholt, unter seiner Feder finden; und sobald das erstere geschieht, so sieht man sich, anstatt von seinen eigenen Gedanken umgeben zu seyn, von fremden Arbeiten umringt, die etwas mattes oder gezwungenes verrathen, so

wie

wie die südlichen Pflanzen, die man in die nordlichen Länder kommen lassen will. Man sehe auch die Artikel: Lobrede und Leichenrede.

Der Briefstyl ist ein besonderer Styl, der keinen andern Regeln unterworfen ist, als denenjenigen, die sich ein jeder nach seinem Verstande, nach seinem Geschmacke, nach seinem Eigensinne, nach seiner Laune, vorgeschrieben hat und von dem sich eigentlich nichts bestimmtes sagen läßt. Bey dem Frauenzimmer ist er insgemein natürlicher, weil sie weniger gesehen und weniger gelesen haben, als die meisten Mannspersonen und also in dem Falle sind, nur Auszüge aus sich selbst zu machen, wenn sie schreiben.

Uebrigens ist der Briefstyl nach dem verschiedenen Range, in welchem man sich befindet, und nach dem Verhältnisse der Personen, mit welchen man in Verbindung steht, manchfaltig unterschieden. Also wenn man an einen Freund schreibt, so nimmt man den Styl des Umgangs. Dieß war der Styl, dessen sich Cicero bediente, wenn er an seine Freunde schrieb.

Ob wir gleich gründliche Briefe über wichtige Materien zu schreiben haben, so fodert doch der Briefstyl, daß man die Sachen, von welchen man zu reden hat, nicht in einem schweren, schleppenden Tone sage. Sobald

er der Unterredung ähnlich seyn soll, so muß er nothwendig ungezwungen und leicht seyn.

Die in einem allzublumigten Styl geschriebenen Briefe sind insgemein studirt, und dieß sind nicht die besten. Insgemein läuft die Feder in allen Briefen, die man aus guter Freundschaft an einander schreibt, ohne Zwang und geläufig fort. Trifft man ungefehr eine Blume unterwegs an, so pflückt man sie; aber man hält sich nicht auf, um sie zu suchen.

Wir haben über die verschiedenen Arten des Styls allgemeine Regeln, aber ein gewisser Grundsatz ist es, daß jeder seinen ihm eigenen Styl hat, und daß es oft gut ist, solchen zu behalten. Die Natur, welche man meistens unter den Regeln erstickt, findet ihre Stelle durch die Kunst besetzt; und man trifft nur lauter gekünstelte Genies an. Die Schriften würden bey weitem nicht so in einem Tone fortleyern, wenn man sich nicht allzusklavisch an dasjenige bände, was man in den Schulen lernet. Es giebt glückliche Bemühungen, welche das Joch der Regeln abschütteln, und fast immer ist dieß den Genies vorbehalten.

Jeder, der allzumethodisch seine Aufsätze einrichtet, arbeitet meistens zu kalt; wenn der Witz funkelt und brauset, so erlischt er, so bald man ihm Fessel anlegt.

Jede Rede hat unstreitig eine natürliche Geometrie nöthig, damit Ordnung darinn herrsche und sie nicht in ein ungestaltetes Ganzes ausarte,

arte, welches den Zuhörern ekelhaft wird; man darf aber nur einen richtigen Verstand besitzen, so kann man sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß man in diesem Puncte niemals irren werde. Wir haben alle in unserer Vernunft eine vortreffliche Logik; es ist nur darum zu thun, daß man solche in Ausübung bringe.

Ich fodere nicht, daß man gar keine Regeln über die Beredsamkeit und über die Art, Reden abzufassen, geben solle; aber es ist gefährlich, wenn man sie für so sehr wichtig hält, daß man nicht zuweilen davon abgehen könnte. Die größten Maler haben sich selbst Regeln gemacht, und man muß suchen, selbst Muster zu werden, anstatt immer nachzuahmen. Anmerkungen über den Styl.

Theologie.

Diejenigen, welche die Theologie nicht kennen, halten sie für ein Hirngespinst oder für ein blosses Bild; diejenigen aber, die sie unter allen ihren Beziehungen und in ihrem ganzen Umfange betrachten, erkennen sie für das wahre Licht der Seele und für das Leben der Auserwählten. Alles, was von Gott herkömmt, alles, was von ihm spricht, alles, was sich auf ihn bezieht, kann kein nichtsbedeutender oder gleichgültiger Gegenstand seyn. *XIII.* Brief.

Ehedessen

Ehedessen gab es nur eine einzige Art, diese erhabene Wissenschaft zu erklären, welche indem sie ihre Quelle in Gott selbst schöpft, sich mitten in der Kirche wie der majestätischste und größte Fluß ergeußt; dieß war, was man die Positiv nennet.

Man begnügte sich, ohne Zweifel aus Ehrfurcht gegen die geheiligte Lehre der Schrift, der Kirchenversammlungen und der Kirchenväter, damit, daß man den Studirenden nur blos die Moral und die Evangelischen Lehrsätze vor Augen legte.

Eben so wurden die Gebote Gottes ehedessen ohne Auslegung den Juden vor Augen gelegt, und sie behielten dieselbigen in ihrem Gedächtnisse und in ihrem Herzen auf, als dasjenige, was ihnen am wichtigsten seyn mußte und ihre Glückseligkeit verschaffen sollte.

Die Kirche, welche immer von Stürmen beunruhigt worden ist, ob sie gleich auf dem heiligen Berge sitzet, dessen Grundvesten ewig sind, sah von Zeit zu Zeit aus ihrem Schoose aufrührerische Kinder entstehen, welche die Kunst der sophistischen Trugschlüsse lehreten; und ihre listige Sprache nöthigte die Vertheidiger des Glaubens, die syllogistische Form anzuwenden.

Jederman kennet den Zeitpunct, da gewisse Lehrer sich mit Enthymemen und Syllogismen einen Vorrath sammelten, um die Ketzer, welche spitzfindig über alle Auslegungen der Schrift

Schrift und über alle Ausdrücke nachgrübelten, bis in ihre letzten Verschanzungen zurückzutreiben. Thomas, der Schulengel, Scotus, der subtile Lehrer, glaubten, sie müßten sich der nemlichen Form bedienen; und unvermerkt gewann ihre von ihrem allgemeinen Ruhme unterstützte Lehrart die Oberhand auf allen Universitäten.

Aber, da gemeiniglich alles eine andere Wendung nimmt, so war es nicht mehr möglich, die positive Theologie einzuführen; und die Art, in den Schulen zu lehren, welche den Namen der Scholastik annahm, lief nur allzuoft auf blosse Distinctionen und Wortstreite hinaus. Man brachte alles in Verwirrung blos dadurch, weil man alles aufklären wollte, und oft antwortete man auf nichts, indem man auf alles antworten wollte.

Ausserdem, daß dieser Ergotismus nur der Philosophie zukam, so schien er noch überdieß, die sichersten Wahrheiten problematisch zu machen; und dieß war um desto verdrüßlicher, da man lächerliche Fragen aufwarf und sogar mit neuen Einwürfen die Geheimnisse bekriegte, deren erhabene Gründlichkeit jedem nachdenkenden Menschen Einhalt thun muß.

Indessen da die Scholastik den Vortheil hat, daß sie dem Gedächtnisse aufhilft, indem sie den vernünftigen Urtheilen eine Form giebt; da übrigens die Misbräuche, die man ihr vorwirft, niemals die heiligen Wahrheiten verhüllen,

hüllen, deren Macht so lang dauert, als Gott selbst, so hielt man es für nöthig, sie beyzubehalten.

Auch kann eine eingeschränkte Scholastik, so wie solche in der Theologischen Fakultät zu Rom und in den vornehmsten Schulen der christlichen Welt gelehret wird, ungehindert bestehen, ohne die Moral zu schwächen, noch die Lehrsätze der Kirche anzugreifen, wenn anders nur die Lehrer vollkommen unterrichtet sind und nicht blosse Meynungen für Glaubensartikel annehmen.

Nichts ist gefährlicher, als blosse Meynungen für Glaubensartikel auszugeben und einen frommen Glauben von der Offenbarung nicht zu unterscheiden. Der wahre Theolog braucht keine andere Distinctionen, als nur gründliche und wahrhafte und er zieht niemals Folgerungen, als nur aus lauter deutlichen und richtig bestimmten Grundsätzen.

Eine Wahrheit wird niemals besser bewähret, als durch die allgemeine Lehre aller Kirchen; und eben darauf geben die meisten neuern Theologen nicht genug Achtung. Der Lehrsatz vom heiligen Abendmahl hat niemals vester gegründet zu seyn geschienen, als da man eine Gemeinschaft der Lehre hierüber zwischen den Römisch-Catholischen und den abtrünnigen Griechen zeigte.

Also hat die Theologie, um gründlich und aufklärend zu seyn, das heißt, um ihre wesent-

liche

liche Eigenschaften beyzubehalten, weiter nichts nöthig, als eine deutliche und aufrichtige Vorstellung aller Glaubensartikel; und alsdann scheint sie mit allen ihren Beweisgründen und mit allen ihren Zeugnissen unterstützt.

Wenn man, zum Exempel, die Wahrheit des Geheimnisses von der Menschwerdung vestsetzen will, so muß man beweisen, daß Gott, da er nicht anders als durch sich selbst wirken konnte, bey der Erschaffung der Welt das ewige Wort zur Absicht hatte, durch welches die ganze Welt und alle Zeiten gemacht worden sind; und daß er, wie Tertullianus sagt, indem er den Adam bildete, schon die Züge Christi zeichnete; dieß ist der Lehre des heiligen Paulus gemäß, welcher auf die ausdrücklichste Art erkläret, daß alles durch diesen göttlichen Mittler vorhanden ist und nur durch ihn besteht. Omnia per ipsum & in ipso constant.

Hernach wird durch die Vorbilder und durch die Prophezeihungen, deren Gültigkeit und Glaubwürdigkeit erprobt wird, bewiesen, daß die Menschwerdung ihr Gegenstand ist und daß die heiligen Bücher nichts enthalten, welches nicht mittelbar oder unmittelbar einige Beziehung darauf habe. Nach diesem zeigt man die Zeit und den Ort, wenn und wo dieses unaussprechliche Geheimniß erfüllt worden ist, indem man die Proben der Zeichen, die damit verbunden gewesen sind, die Zeugen, die

es bestätigt haben, die Wunder, die darauf erfolgt sind, untersuchet; und man legt zu diesem Ende die ganze Tradition vor.

Alsdann beweiset man die Glaubwürdigkeit und Gültigkeit der Kirchenväter, die Stärke ihrer Gründe, das Erhabene ihrer Gleichnisse und man bedient sich der Scholastik, um die Trugschlüsse der Ketzer aus einander zu setzen, um sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und um sie zu überwinden.

Also ist die positive Theologie einem prächtigen Garten ähnlich, und die Scholastik gleicht einem mit Dornen besteckten Zaune, um zu verhindern, daß die schädlichen Thiere nicht hineindringen und Verheerungen darinn anrichten können. . . . . . .

Ein Bischoff, der vermöge seines Amtes ein unstreitiges Recht über die Lehrart hat und ihr eine Form nach seinem Gutbefinden geben kann, sollte also seinen Theologen anempfehlen, daß sie die Scholastik nur mit grosser Behutsamkeit gebrauchen sollen, aus Furcht, die Theologie dadurch kraftlos zu machen; daß sie aus den Quellen schöpfen, anstatt blos Manuscripte der Theologie abzuschreiben und sich damit begnügen, die Lehre der Kirche vorzulegen, ohne sich in Zänkereyen einzulassen, noch irgend einen Partheygeist anzunehmen.

Dieser Geist ist desto gefährlicher, da man anstatt der ewigen Wahrheiten, welche jedermann verehren soll, alsdann seine eigenen Meynungen

nungen angiebt und sich in Zänkereyen einläßt, welche unter dem Vorwande, die Sache Gottes zu behaupten, die christlicheliebe ersticken.

Ein Bischoff soll niemals erlauben, daß man, um den freyen Willen zu behaupten, die Allmacht der Gnade läugne, noch daß man, um dieses unschätzbare und blos aus Gnaden verliehene Geschenk gültig zu machen, die Freyheit über einen Haufen werfe; noch endlich, daß man, aus einer allzugrossen Verehrung der Heiligen dasjenige vergesse, was man Christo schuldig ist. Alle theologische Wahrheiten machen durch die Art, wie sie zusammenhängen, nur eine einzige aus; und einige derselben sind mit einem Schleyer des Geheimnisses verhüllt, welchen aufzudecken unmöglich ist.

Der grosse Fehler einiger Theologen ist, daß sie alles erklären wollen, und nicht wissen, wo sie sollen stille stehen bleiben. Der Apostel sagt uns zum Exempel, da von dem Himmel die Rede ist, daß kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat, was Gott seinen Heiligen vorbehält; und sie hingegen machen uns eine Beschreibung von dem Paradise, gleichsam als wenn sie darinn gewesen wären. Sie weisen jedem Auserwählten seine Stelle nach der Rangordnung an, und sie würden beynahe über Ketzerey schreyen, wenn man sich unterstünde, ihnen zu widersprechen.

Der wahre Theolog hält sich damit auf, wobey man sich aufhalten muß, und wenn eine Sache nicht geoffenbaret worden ist und die Kirche keinen Ausspruch darüber gethan hat, so untersteht er sich nicht, ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Es wird immer eine undurchdringliche Wolke zwischen Gott und dem Menschen seyn, bis auf den Augenblick der Ewigkeit. Die Vorbilder höreten mit dem alten Gesätze auf, uns der Wirklichkeit ihre Stelle zu überlassen; aber die augenscheinliche Ueberzeugung muß erst nach dem Tode statt finden; so hat es die Religion eingerichtet.

Es wäre zu wünschen, daß man, wenn man von Gott spricht, immer mit einem heiligen Schauer von ihm spräche, nicht als von einem Wesen, vor welchem man sich fürchtet, sondern als von einem Geiste, dessen unermeßliche Vollkommenheiten die größte Ehrfurcht und die größte Bewunderung erregen. Anstatt also zu sagen: **Gott würde ungerecht, Gott würde ein Lügner, würde nicht allmächtig seyn, wenn dieses oder jenes geschähe**, so sollte man sich angewöhnen, niemals solche schimpfliche Worte mit dem Namen Gottes zu verbinden. Wir wollen mit der Antwort zufrieden seyn, welche der heilige Paulus giebt: **kann wohl Ungerechtigkeit in Gott statt finden? Das sey ferne.**

Der Name Gottes ist so schrecklich und so heilig, daß man ihn nicht zu Spielen des Wi-

zes gebrauchen soll. Ist es nicht genug, daß der Mensch sich an den Naturbegebenheiten übe, daß er über die Elementen und über die Wirkungen derselbigen disputire, ohne daß er nöthig habe, Gott selbst zum Gegenstande seiner Streitfragen zu machen?

Eben dieses hat die Theologie in den Augen der Freygeister lächerlich gemacht und sie vielleicht gelehret, Gott in alle ihre Einwürfe und in alle ihre Spöttereyen hineinzubringen; denn wie könnte die Theologie, welche nichts anders, als die Vorstellung der Vorsicht, der Weisheit, kurz aller Eigenschaften des unendlichen Wesens, des allmächtigen Wesens, des Wesens aller Wesen ist, eine unnütze und eitle Wissenschaft zu seyn scheinen, wenn man sie nicht anders, als mit Würde und Anstand vortrüge? Die Kenntniß eines Sandkorns, mit welchem der Wind nach seinem Gefallen spielet, eines Insects, welches der Mensch mit Füssen zertritt, endlich einer Erde, die selbst vergehen muß, sollte diese Kenntniß erhabener und vorzüglicher seyn, als die Kenntniß Gottes selbst, dieses Gottes, in welchem wir das Wesen, die Bewegung und das Leben haben, vor welchem die Meere nur ein Tropfen Wasser, die Berge nur ein Punct sind, und vor welchem die ganze Welt nur ein Sonnenstäubchen ist?

Mit der Grösse dieses unermeßlichen und allerhöchsten Wesens muß der Theolog seine Lehre der Theologie anfangen. Nachdem er dessen

unumgänglich nothwendiges und nothwendiger weise ewiges Daseyn erwiesen; nachdem er bis in seinem Schoose die Erschaffung der Geister gesucht; nachdem er erwiesen hat, daß alles von ihm als von seinem Urgrunde herkömmt, daß alles in ihm als in seinem Mittelpuncte lebt und webt, daß alles zu ihm als zu seinem Ende zurückkehret, so stellet er dessen unendliche Weisheit und dessen unendliche Güte vor, woraus die Offenbarung und der Gottesdienst, so wie wir ihn halten, erfolgt.

Alsdann erscheinen das natürliche Gesätz, das geschriebene Gesätz, das Gesätz der Gnade, jedes nach seinem Range, nach seinem Werthe und nach der Zeitrechnung. Alsdann zeigt man, wie Gott immer von einer kleinen Anzahl Anbeter im Geiste und in der Wahrheit angebetet wurde, wie die Kirche die Synagoge zerstörete, wie sie von einem Zeitalter zum andern die Empörer ausschloß, welche ihre Moral und ihre Lehrsätze verfälschen wollten, und wie sie, immer mächtig an Werken und an Worten, von den größten Lehrern Hülfe und Beystand erhielt und, mitten unter den schrecklichsten Aergernissen und grausamsten Trennungen, in ihrer Reinigkeit erhalten wurde.

Es ist nothwendig, daß diejenigen, welche die Theologie studiren, in demjenigen, was man sie lehret, Licht finden, und nicht falschen Schimmer, der mehr verblendet, als erleuchtet. Man führe sie an die reinesten Quellen

nach der Anleitung des heiligen Augustinus und des heiligen Thomas, und man lasse alles bey Seite, was nach Neuerung schmeckt. Man flösse ihnen die Evangelische Toleranz auch sogar gegen diejenigen bey, welche gegen den Glauben streiten und schärfe ihnen ein, daß der Geist Christi kein Geist des Hasses noch der Herrschsucht sey.

Weder dadurch, daß man gegen die Ketzer mit Schimpfen und Schelten heftig ausfährt, noch dadurch, daß man einen bittern Eifer gegen die Unglaubigen bezeigt, führet man sie zur Wahrheit zurück; sondern indem man äusfert, daß man ihre Bekehrung aufrichtig und sehnlich verlange; indem man nie von ihnen spricht, als nur um ihnen zu zeigen, daß man sie, sogar zu der nemlichen Zeit, da man gegen ihre Trugschlüsse streitet, aufrichtig lieb hat.

Es ist nothwendig, daß ein Lehrer der Theologie die heidnischen Gottesgelehrten den christlichen Theologen entgegen setze, um so mehr, da es kein sicherers Mittel giebt, die Fabellehre fallen zu machen, den Aberglauben der Alten auf ewig lächerlich zu machen und auf dessen Trümmern die Lehre des Fleisch gewordenen Wortes aufzurichten.

Noch nothwendiger ist es, daß dieses Lehrgebäude nicht systematisch sey. Man muß sich blos allein an die Kirche, an die heilige Schrift und an die Tradition halten, wenn man die

ewigen Wahrheiten lehret; denn alsdann ist man der Abgeordnete der sämtlichen Seelenhirten, um in ihrem Namen zu unterrichten und ihre Gewalt auszuüben.

Wollte Gott, daß man diese Methode treulich befolgt hätte! die Kirche würde nicht die traurigsten und die hartnäckigsten Zänkereyen in ihrem Schoose haben entstehen sehen. Die Leidenschaften treten an die Stelle der christlichen Liebe und der Haß der Lehrer verursachet die leidigsten Wirkungen.

Hieraus erfolgt, daß ein Bischoff nie zu aufmerksam noch zu sorgfältig darauf bedacht seyn könne, bescheidene Theologen zu ernennen, aus Furcht, ein bitterer Eifer möchte weit mehr Böses, als Gutes stiften. Der Geist des Evangelii ist ein Geist des Friedens und es schickt sich nicht, daß diejenigen, welche das Evangelium predigen sollen, unruhige Köpfe seyen.

Es wäre gut, wenn irgend ein Bischoff ein theologisches Lehrbuch verfertigen liesse, welches der immerwährende Unterricht seines Kirchsprengels werden sollte, und welches gewiß von mehrern andern Bischöffen angenommen werden würde. Die Freyheit der Schulen sollte nur in Ansehung der gleichgültigen Fragsätze bestehen; denn es giebt nur eine Taufe und einen Glauben.

Die Theologie ist nicht dafür da, den Verstand der jungen Leute zu üben, sondern um

ihn

ihn zu erleuchten und ihn bis zu demjenigen zu erheben, welcher die Fülle und die Quelle alles Lichtes ist.

Es ist rathsam, die Schüler mit den besten Büchern zu versehen, in Ansehung der Abhandlungen, welche man ihnen vorträgt.

Die vortreflichste Art, die Religion zu studiren, ist, daß man sich mit den heiligen Schriftstellern, mit den Schlüssen der Kirchenversammlungen und mit den Kirchenvätern recht bekannt mache. In ihrer Schule lernet man, wie man nicht auf Irrwege gerathen und von dem Christenthume auf eine anständige und dessen würdige Art reden solle.

Ein Lehrer der Theologie muß ein eben so frommer als gelehrter Mann seyn. Die ewigen Wahrheiten müssen, so viel es nur immer möglich ist, nur durch einen ganz heiligen Mund gehen. Es erfolgt daraus ein Segen des Himmels für den Lehrmeister und für die Schüler; und es ist ein Geruch des Lebens für einen ganzen Kirchsprengel. *LXVI.* Brief.

Es giebt keine Wissenschaft, da der Mensch öfter geirret hätte, als in der Theologie; und darüber ist sich gar nicht zu verwundern, denn man muß nothwendiger weise von einem Abgrund in den andern fallen, wenn man sich erkühnet, ein so unbegreifliches Wesen, als Gott ist, zu ergründen. Alle Wissenschaften haben ihre Geheimnisse und ihre Dunkelheiten; aber man ist keiner Gefahr ausgesetzt, wenn

man alles unternimmt, um sie zu erforschen und ins Licht zu setzen. Hingegen höret man in der Theologie den Glauben zu allen sagen: Hier haltet ein, und gehet nicht weiter. Sie ist die Schildwache, welche der Allmächtige selbst hingestellt hat, um unsere Treue zu prüfen, und die uns, so zu reden, nicht erlaubt, weiter, als in den Vorhof des Ewigen einzudringen. Wenn wir so verwegen sind, ihr Zwang anzuthun, so machen wir uns des Verbrechens der beleidigten göttlichen Majestät schuldig. *CXI.* Brief.

Tod.

Dieser letzte Augenblick kömmt uns mit jeder Secunde näher, und die Zeit ist fast nichts. Das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige stossen so nahe an einander an, daß man keine Zeit hat, sie von einander zu unterscheiden. Kaum fängt ein Jahr seinen Lauf an, so findet es sich schon an seinem Ende. Ich habe niemals ein einziges Wort geschrieben, noch einen einzigen Strich gemacht, ohne solchen als einen abgesonderten Punct meines Lebens anzusehen. Diese Art zu sehen ist das beste Mittel, den Ehrgeiz auf die Seite zu schaffen.

Die Seelen werden erst nach dem Tode erheitert, weil sie keinen Körper mehr haben, der ihnen beschwerlich fällt und sie verdunkelt.

Die

Die wahre Philosophie thut das, was der Tod thun wird, indem sie den Mensch von allem, was fleischlich ist, befreyet. *CXIX.* Brief.

Der Verlust so vieler Verwandten und Freunde, welchen wir immerfort erleiden, kündiget uns an, daß dieses Leben eigentlich nur ein geliehenes Leben ist, und daß nur Gott die Unsterblichkeit wirklich besitzt. Nur dieses muß uns trösten, daß wir uns wieder in ihm vereinigen werden, wenn wir uns beständig an ihn halten. *III.* Brief.

Wir wollen in Eintracht und in Frieden leben, und keine sträfliche Habsucht in Ansehung der Güter dieses Lebens zeigen, welches vergänglich ist und uns nichts als unsere Werke zurückläßt. Wir müssen suchen, es dahin zu bringen, daß diese gut seyen, um nicht mit leeren Händen vor Gott zu erscheinen. *XXIII.* Brief.

Der Tod, nur der Tod erwartet den Mensch von dem Augenblicke seines ersten Athemzuges und er wird ihn vollkommen erkennen lehren, wie wichtig es für ihn war, sich über alle sinnliche Gegenstände hinaus zu erheben; allein der Tod erinnert uns an unsere Fehler erst alsdann, wenn es nicht mehr Zeit ist, uns zu bessern.

Wir glauben noch erst in unserer Wiege zu seyn, wenn er schon unser Grab öfnet und uns in dem nemlichen Augenblicke, da wir Entwürfe vornehmen, hinabsteigen heißt. Es

ist nicht begreiflich, wie schnell die Augenblicke fliehen, welche zwischen den beiden äussersten Puncten unserer Geburt und unsers Todes verfliessen. Ich vergleiche sie mit einem Blitze, der aus einer Wolke herausfährt, um wieder hineinzukehren; so daß man im figürlichen Verstande sagen kann, daß jeder Mensch in dem Zeitraume eines Tages gebohren wird und stirbt. Seine Geburt ist die Dämmerung, seine Kindheit die Morgenröthe, sein männliches Alter der Mittag, sein Tod der Abend. Alsdann verschwinden alle Gegenstände wirklich für ihn und eine ewige Nacht umhüllet ihn mit ihren Finsternissen, wenn er anders nicht von dem unerschaffnen Lichte beleuchtet wird, mit welchem die Gerechten werden erfüllet werden.

Diesen grossen Gegenstand muß der Mensch nicht aus dem Gesichte verlieren. Wenn er dasjenige seyn will, was er seyn soll, so stelle er sich oft den Tod vor, wie er die leidige Urne hält, in welcher alle Geschlechter in Staub zerfallen. Dieß ist unser Schauwerk, wenn wir als christliche Philosophen leben wollen.

Also ist der Mensch hiernieden nichts als ein Schatten, der nur vorübergeht; und in der Ewigkeit muß man ihn betrachten, wenn man sich einen hohen Begriff von ihm machen will. Es ist allerdings ein schönerer Anblick, als das Firmament selbst, wenn man diese Art von Würmchen, das Mensch heißt, bey seiner Geburt und bey seinem Tode sieht, wie es in

einem

einem Augenblicke in den Schoos Gottes übergeht, in dem nemlichen Augenblicke, da die Erde unter seinen Füssen einstürzt, und wie ein zeitliches Leben ihm genommen wird, damit ein ganz göttliches Leben an dessen Stelle trete.

Es ist zum Erstaunen, daß dieser für so grosse Dinge gebohrene Mensch so wenig begierig ist, sie zu kennen, und daß er sich mit den niederträchtigsten und elendesten Gegenständen vereinigt, da er indessen in einer andern Welt erwartet wird, um sich mit der Gottheit selbst zu vereinigen.

Die Philosophen haben sich, nach dem Verhältnisse der Wichtigkeit der Sache, nicht genug mit diesem Augenblicke beschäftigt, da der Mensch nichts mehr auf der Erde ist, um ein Ganzes in der Ewigkeit zu seyn. Ihre Blicke schienen sich auf ein Grab zu heften, und eine unsterbliche Seele, der man natürlicher weise in Gedanken folgen muß, wenn sie sich von den Banden, welche sie hiernieden anhielten, losreißt, scheint weder Daseyn noch Dauer mehr zu haben.

Ich weiß, daß die Nacht des Grabes ein Chaos ist, welches wir nicht entwickeln können, so lang wir in diesem Thränenthale schmachten. Ich weiß, daß unerachtet alles dessen, was der Glauben uns gewisses über diesen Punct geoffenbaret hat, wir uns in der äussersten Ueberraschung befinden werden, wenn wir in die Ewigkeit eingehen. Es ist eine Tiefe, in wel-

cher sich unsere ganze Vernunft verliert, und die wir nie eher kennen werden, bis wir sie sehen. Bey jedem Mensch, den wir bey seinem Untergange in das Land der Todten verschwinden sehen, müssen wir versichert seyn, daß alle Kräften seines Geistes alsdann eine wunderbare Lebhaftigkeit erhalten, die dazu dient, ihm sein ewiges Glück oder Unglück auf eine unaussprechliche Art fühlbar zu machen.

Der Mensch geht in das andere Leben über, so wie er in dieses gekommen ist, ohne zu wissen, wo er ankömmt. Wenn man die Aussicht dieser Welt, an welche man gewöhnt war, verloren hat, so stellet sich eine andere dar, die aber so ausserordentlich und so erhaben ist, daß sie mit dieser gar keine Aehnlichkeit hat.

Vergebens übt sich unser Fleiß in Wissenschaften, wenn wir uns auch, vermittelst der Religion, bis zu dem unerschaffenen Wesen erheben, so ist doch dieses Leben, eigentlich zu reden, nur das Leben des Körpers, so sehr werden wir von den Sinnen und von den Bedürfnissen tyrannisch beherrscht, da hingegen das künftige Leben gerade das Leben der Seele ist. Sie wird sich daselbst gleichsam wie in ihrem Mittelpuncte aufthun; sie wird nicht mehr von einem Klumpen Fleisch verhindert werden, welcher alle ihre Verrichtungen aufhielt und sie so sehr mit irdischen Gegenständen vermengte, daß man keinen Unterschied bemerkte, wenn

man

man nicht besorgt war, die Leidenschaften zum Schweigen zu bringen.

Also muß man das Gegenwärtige und das Zukünftige, die Erde und den Himmel, kurz, diese Welt und die andere zusammenhalten, um den Mensch vollkommen zu kennen; denn er gehöret wirklich zu dem künftigen Leben, so daß wir nichts, als nur den Schatten von ihm selbst haben, wenn wir ihm nicht jenseit des Grabes nachgehen. Da wird er erwartet, um seine Grösse kennen zu lernen; und da wird er sich sehen, wie einen neuen Phönix, der ganz prächtig und ganz stralend aus seiner Asche hervorsteigt; alsdann wird er erfahren, daß seine Bestimmung nicht war, zu wachsen, wie Pflanzen, sondern in dem Wesen der Wesen zu leben.

Wenn der Mensch aufmerksam darauf bedacht wäre, sich hiernieden nicht anders, als unter dem Gesichtspuncte dessen, was er bey dem Tode seyn soll, zu betrachten, so würde er sich eilen, sein Daseyn durch sein brünstiges Verlangen zu vollenden; er würde wollen, daß man ihm oft von diesem glücklichen Augenblicke spräche, in welchem er diesem elenden Leben, das seine Herrlichkeit und seine Glückseligkeit verzögert, entzogen werden wird.

Der Tod, vor welchem man sich so sehr scheuet, ist indessen für den Mensch der rühmlichste Zeitpunct, wenn er anders sein auferlegtes Werk, nach den Gesätzen, welche die Religion vorschreibt, getreu vollbracht hat.

Es

Es ist sich nicht zu verwundern, daß der Tod der immerwährende Gegenstand des Nachdenkens und der Betrachtungen der christlichen Philosophen war. Wenn man ihn aus seinem wahren Gesichtspuncte betrachtet, so stellet er dem Menschen nichts als Grösse und Trost dar. Aber wir beurtheilen ihn nur nach dem schreckensvollen Grauen der Gräber, das heißt, nach allem dem, was sich nur auf unsere Körper bezieht; und alsdann scheint er uns der abscheulichste Anblick zu seyn. Deswegen sagte der heilige Carolus Borromäus, daß, obgleich der Tod der Feind des Körpers sey, er doch der gute Freund der Seele wäre und daß der Mensch sein eigen Bestes nicht recht kenne, wenn er denselbigen nicht wünschet.

Sollten wir wohl einen Zeitpunct hassen, der uns mit Herrlichkeit und Wonne überhäufen wird? Der Körper ist ein zerbrechliches Gebäude, welches nothwendiger weise einstürzen muß, damit die Seele sich in ihrem Mittelpuncte befinde. Es verhält sich in Ansehung desselben, wie mit den Gerüsten, derer sich die Baumeister bedienen, um einen Pallast aufzuführen; sobald aber das Gebäude vollkommen zu Stande gebracht ist, so werden jene wieder abgebrochen.

Es ist kein Zweifel, daß das Gewissen uns gemeiniglich Vorwürfe macht, wenn wir uns so sehr vor dem Tode fürchten. Er ist unstreitig fürchterlich, wegen der Gerichte Gottes,

die immer undurchdringlich sind; aber Gott ist die Barmherzigkeit selbst, er will nicht den Tod des Sünders, und er versichert uns, daß er alle unsere Missethaten vergessen will, sollten sie auch so viel seyn, als der Sand im Meere, wenn wir uns nur aufrichtig zu ihm bekehren.

In den Augen des Glaubens ist der Tod nicht die Zerstörung des Menschen, sondern eine zweyte Schöpfung, die weit bewundernswürdiger ist, als die erste; denn anstatt des Elendes, welches uns von der Geburt an umgeben hat, werden wir im Sterben Trost und Güter finden, welches das Aug nicht gesehen hat, und die wir itzt nicht kennen können. **Gemälde oder Schilderung des Menschen.**

Nur im Tode werden wir den Pallast der Himmel offen finden; und, wenn wir als wahre Christen gelebt haben, so werden wir hineinkommen, ohne durch einiges Hinderniß angehalten zu werden. *CXL.* Brief.

Unglauben,

und neuere Philosophie.

Die Ausschweifungen, zu welchen der Unglauben verleitet, machen unruhig, aber nicht bestürzt. Ausserdem daß dieses schon in den heiligen Büchern bis auf den geringsten Buchstaben vorhergesagt worden ist, so ist der Verstand des Menschen aller Irrthümer fähig, wenn das Herz verderbt ist. Aus dem Verlangen,

langen, mit welchem man sehnlich wünschet, daß kein Gott wäre, um die Verbrechen zu strafen, zieht man den Schluß, es sey wirklich keiner. Der Gottlose hat in seinem Herzen gesagt: es ist kein Gott. Der Deismus führet unvermerkt zu dem Atheismus; man hat keinen Compaß mehr, wenn man keine Religion mehr hat; sie allein ist die Stütze, auf welche man sich vernünftiger weise gründen kann. *XXI.* Brief.

Die alten Philosophen, welche nicht von dem Lichte des Glaubens erleuchtet waren, und welche das Glück nicht hatten, den wahren Gott zu kennen, wünschten, daß es eine Offenbarung geben möchte; und die Neuern verwerfen diese, welche deutlich kennbar ist. Aber hierinn verrathen sie sich selbst; denn wenn sie einen richtigen Verstand und ein reines Herz hätten, wenn sie so menschenfreundlich wären, wie sie es vorgeben, so würden sie mit beiden Händen eine Religion annehmen, welche sogar bis auf die bösen Begierden verdammet, welche die Liebe des Nächsten ausdrücklich gebeut, und welche eine ewige Belohnung allen denjenigen verspricht, die ihren Brüdern Hülfe geleistet haben und ihrem Gott und ihrem Vaterlande treu gewesen sind.

Wenn man also solche Schriftsteller, die das Christenthum verwerfen, immerfort die Worte: **Gesätzgebung, Patriotismus, Menschenliebe** gebrauchen sieht, so kann man, ohne Furcht sich zu irren, sagen: diese Leute spotten

der

der Menschen, und innerlich sind sie weder Patrioten noch Menschenfreunde. Das Wort Menschenliebe ist heute zu Tage das Modewort, welches man auf eine ganz feine und listige Art an die Stelle des Wortes: Christliche Liebe gesetzt hat; denn die menschliche Liebe ist nur blos eine heidnische Tugend, die Christliche Liebe hingegen ist eine Christliche Tugend. Die neuere Philosophie mag gar nichts mehr von allem dem, was zum Christenthume gehöret; und dadurch zeigt sie vor den Augen der Vernunft, daß sie nur das Fehlerhafte liebt. *LVIII.* Brief.

Man möchte gar gern sich bereden, daß die Materie sich selbst regiere und daß es keine andere Gottheit gebe, weil man wohl weiß, daß die Materie völlig unwirksam und unempfindlich ist und man nichts von den Wirkungen derselbigen zu befürchten hat; da hingegen die Gerechtigkeit eines Gottes, der alles sieht und alles richtet, eine niederschlagende Last für den Sünder ist. *LXXXII.* Brief.

Der Unglaubige, welcher ohne Grundsätze der Offenbarung spottet, hat er denn eine besondere, die ihn versichert, daß diejenige, an welche wir glauben, blos in täuschenden Träumen bestehe? Aber zu welcher Zeit und an welchem Orte hat ihn dieses geheime Licht erleuchtet? Ist es in dem Augenblicke, da ihn seine Leidenschaften beherrschen und verzehren; ist es mitten

unter den Schauspielen und Ergetzlichkeiten, mit welchen er gemeiniglich sein Leben zubringt?

Es ist wunderbar, wie die Menschen die Gültigkeit der Tradition verlassen, dem ganzen Gewichte der größten Zeugnisse Trotz bieten, um sich blindlings auf zwo oder drey Personen zu verlassen, welche ihnen Lehren des Unglaubens beybringen. Sie wollen nichts von Eingebung hören und schreiben doch solchen Leuten Eingebung zu. Daraus ist leicht zu schliessen, daß nur die Leidenschaften Anhänger des Unglaubens werben. Man verabscheuet eine Religion, welche Zwang auferlegt, wenn man dem Strome der Laster folgen will, wenn man mitten unter den Wellen einer mit Meereswogen und Schaum bedeckten Welt schwimmen will. *CXIX.* Brief.

Der immer unruhige Geist des Menschen hat lauter weitschichtige Begriffe, lauter unentschlüßige Gedanken, wenn er nicht von einer höhern Gewalt vestgesetzt wird. Von dem Augenblicke an, da er in die Welt tritt, muß er ein gegen die Religion gehorsames Kind seyn, wenn er glücklich seyn und sich in der Folge der Zeit Untersuchungen ersparen will, die ihn zu weiter nichts führen würden, als an allem zu zweifeln, oder zu läugnen, was im höchsten Grade sicher und vestgesetzt ist. *CXLXII.* Brief.

Weil man keine Grundsätze hat, läßt man sich durch Trugschlüsse blenden; man sieht elende Einwürfe für ganz unauflöslich an, aus der

Ursache, weil man nichts weiß. In der Religion ist alles mit einander verbunden, alles steht mit einander im Verhältnisse und im Zusammenhange; und wenn man nur im geringsten eine Wahrheit aus dem Gesichte läßt, so findet man nichts mehr, als Abgründe und Finsternisse. Anstatt daß der Mensch bey dem Anblicke der Wunder, die er genießt, schliessen sollte, daß Gott ihm ohne Zweifel noch wunderbarere Güter nach diesem Leben geben könne, so urtheilet er, daß die Gottheit, so allmächtig sie auch ist, nicht weiter gehen könne und daß diese Welt nothwendigerweise der unüberschreitbare Grenzpunct seiner Weisheit und seiner Macht sey. *VI.* Brief.

Der Allmächtige selbst hat den Glauben als eine Schildwache hingestellet, welche uns zuruft: hier haltet ein. Der Ketzer sowohl als der Unglaubige haben diese Wache mit Gewalt bezwingen wollen, und zur Strafe ihres Frevels haben sich schreckliche Finsternisse ihrer Seelen bemächtigt und sie sind auf lauter Abgründen einhergewandelt. Dieß fällt in ihren Schriften sogleich in die Augen. Auf jeder Seite sieht man, daß sie die Spur der Wahrheit verloren haben und ihre vorgebliche Vernunftschlüsse sind nichts anders, als Irrgärten, in welchen man sich bey jedem Schritte verliert. *CXL.* Brief.

Jeder, der nicht das Glück hat, die Wahrheiten des Christenthums zu glauben, sinkt in die Klasse der Thiere herab, und hat nichts

 anders

anders mehr zu erwarten, als eine schändliche Zernichtung. Das war wohl der Mühe werth, so viele Untersuchungen anzustellen, den Verstand so stark anzustrengen, um es endlich zu einem solchen Ausgange zu bringen! Dieß ist der Endzweck, wohin der Unglaubige mit seinen philosophischen Grundsätzen alle Menschen führen will. Wer hätte sich einbilden sollen, daß man ein Philosoph seyn müßte, um uns als unvernünftige Thiere leben zu machen und uns überzeugen zu wollen, daß wir das nemliche Ende nehmen würden?

Wie kömmt es, daß die Menschen nicht überdrüßig werden, unglaubig zu seyn, nachdem sie doch bemerkt haben, daß die Unglaubigen lauter träumerische Systeme hervorgebracht und ihre Laufbahne geendigt haben, ohne den mindesten Beweis gegen das Christenthum aufbringen zu können und ohne einen andern Ruhm, als die Ehre, Sophisten zu seyn, erhalten zu haben? *CLXII.* Brief.

Der Unglaubige ändert nichts an den Absichten Gottes, wenn er sich erfrechet, sich gegen ihn aufzulehnen. Er kömmt sogar mit in Gottes Plan, in welchem alles mit dem Guten zur Uebereinstimmung in dieser Welt und zur Glückseligkeit der andern beyträgt. *CXIX.* Brief.

Vorgesetzte,
einer Ordensgemeinde.

Das Reich Christi ist kein Reich, in welchem Despotismus herrschet. Es streitet eben so sehr gegen die Religion, als es der Menschenliebe zuwider ist, Sklaven zu machen. Dadurch, daß man ein Gelübde gethan hat, Vorgesetzten gehorsam zu seyn, hat man sich nicht verbindlich gemacht, sich ihrer übeln Laune aufzuopfern.

Man bildet sich gemeiniglich ein, daß die Stelle eines Vorstehers ein Amt sey, welches mit einer gewissen herrschenden Gewalt verbunden ist, und darinn besteht, zu befehlen, und zitternde, unterthänige Mönchen vor sich zu sehen; dahingegen das Oberhaupt einer Klostergemeinde ein Mann ist, der allen alles seyn, die verschiedenen Charakter ausstudieren, die Gemüther prüfen und es endlich dahin zu bringen suchen soll, daß er wisse, was dem einen nachtheilig und dem andern nützlich ist, und was jeder insbesondere leisten kann.

Es giebt manchen Ordensgeistlichen, der nicht nöthig hat zu reden, weil er von Natur nicht gern spricht; ein anderer ärgert sich fast todt über ein anhaltendes gezwungenes Stillschweigen, weil er den Umgang liebt; und alsdenn muß ein Vorsteher auf verschiedene Arten sein Betragen einrichten; alsdann muß er diesen eher entschuldigen, als jenen, wenn irgend kleine Fehler gegen die Regel begangen werden.

Jeder Ordensstand muß sich nach dem Beyspiele Christi richten, welcher immer sanftmüthig und von Herzen demüthig war, seine Jünger wie seine Brüder und Freunde hielt, sich ihren Diener nannte, und auch wirklich solche Dienste verrichtete.

Die Ordensregel würde eine böse Stiefmutter seyn, wenn sie diejenigen die aus allzugrosser Lebhaftigkeit oder aus allzugrosser Trägheit einige Unterlassungssünden begehen, ohne Barmherzigkeit abstrafen wollte. Es giebt Ordensgeistliche, welche ein Vorgesetzter öfter besuchen muß, weil sie öftern Versuchungen ausgesetzt sind; deren Freundschaft und Vertrauen sie liebreich zu gewinnen und ihnen durch heilsamen Rath und zärtliche Aufmunterung das Joch der Einsamkeit erträglich zu machen suchen müssen. Ohne vernünftige Unterscheidungskraft und ohne ein scharfsichtiges Auge ist also die Regierung eines Vorgesetzten, der immer auf den nemlichen Ton gestimmt bleibt, erbärmlich und elend; denn es gehören fast eben so viele Leitungsarten dazu, als man Personen zu leiten hat. Dieser Tritt auf dem Wege des Heils zurück, wenn man ihm Vorwürfe macht, und jener rücket mit Riesenschritten vor, wenn man ihn anspornet und ihm nichts übersieht. *XLIII* Brief.

Es giebt Vorgesetzte, welche immer in Sorgen stehen und fürchten, es möchte eine Sylbe von den Stiftungsgesätzen vernachläßigt werden.

den. Sie sollen doch, sowohl um der Wohlfarth ihrer Ordensgeistlichen, als um ihres eigenen Bestens willen, ruhig und unbekümmert seyn. *XLIV.* Brief.

Ein Oberhaupt einer Ordensgemeinde muß ein Mann seyn, in welchem man die Aufrichtigkeit, die Wissenschaft, die Standhaftigkeit, die Frömmigkeit glänzen sehen muß. Da er die andern zu allen Arten von Tugenden antreiben soll, so muß er am ersten das gethan haben, was er von ihnen fodert; er muß offenbare Beweise des Gehorsams und der Demuth gegeben haben; er muß die Einfalt mit der Klugheit, die Sanftmuth mit der Strenge, die Religion und die Frömmigkeit mit einer zärtlichen und mitleidigen christlichen Liebe verbinden; er muß zu rechter Zeit Verweise zu geben und zu bitten, aufzumuntern und zu unterrichten wissen; er muß die Gabe besitzen, den Eifer und die Frömmigkeit zu erregen und zu unterhalten. Rede wegen der Wahl eines Generals.

Ein Vorgesetzter, der nur blos ein Gelehrter ist, kann viel Uebels stiften, und derjenige, der nur blos fromm und andächtig ist, kann noch grössern Schaden anrichten; denn, wie solches die heilige Theresia sehr sinnreich und vernünftig angemerkt hat, ist keine Hülfe noch Rettung mehr übrig, wo keine Einsichten da sind. Ausser der Wissenschaft und der Frömmigkeit hat ein Vorgesetz-

ter noch einen Geist der Weisheit und der klugen Beurtheilungskraft nöthig, denn es ist ein grosser Unterschied zwischen lehren und regieren. Man hat wahrgenommen, daß alle Schriftsteller, sogar diejenigen, welche dem Monarchen den schönsten Unterricht ertheilen, zur Verwaltung nicht tüchtig sind. Die gesunde Vernunft ist oft besser, als der Verstand, und sogar als das Genie, um die Menschen mit Klugheit zu leiten. *LX.* Brief.

Ein Vorgesetzter hat seine Würde und Gewalt nur erhalten, um andere glücklich zu machen. Man soll also niemals Wolken auf seiner Stirne noch Ungleichheit in seiner Laune bemerken. Er erinnere sich, daß er immer der Bruder derjenigen ist, deren Vorgesetzter er wird. Er suche jeden in die Stelle zu setzen, die sich nach seinem Charakter und nach seinen Fähigkeiten für ihn schickt. Er brauche niemals Spionen, als nur um das Verdienst derjenigen zu entdecken, welche zu bescheiden sind, es auszukramen. Er sey besorgt für die alten und jungen Leute, damit die einen Hülfe erhalten und die andern aufgemuntert werden, wie solches seyn soll.

Er sey in allem seinem Vornehmen glimpflich, und denke, daß es besser sey, allzugelind, als allzustreng zu seyn. Er fürchte sich davor, Strafbare zu finden, und lasse sich herab, wenn er welche antrifft; er denke dabey, daß der Mensch an und für sich selbst unfähig ist,

etwas

etwas Gutes zu thun. Er wisse sehr wohl, die Fehler nach den Bewegungsgründen und nach den Umständen zu unterscheiden; denn, wenn es welche giebt, die man strafen muß, so giebt es auch welche, die man nicht sehen muß, weil jeder Mensch Unvollkommenheiten an sich hat.

Er zeige keinen Zwang in seinem Betragen; nur Leute von schwachem Verstande bilden sich ein, es müsse an einer Person, die in einem Amte steht, alles abgezirkelt seyn. Er sey vertraulich; denn man verlieret sehr viel bey seinen Untergebenen, wenn man zu kaltsinnig ist.

Er rede mit edelm Anstande von der Religion und immer zur gehörigen Zeit. Man suchet den Personen auszuweichen, die stets predigen. Christus hat keine lange Predigten an seine Jünger gehalten; aber das, was er ihnen gesagt hat, ist Geist und Leben. Die Worte haben weit mehr Kraft und Nachdruck, wenn sie, so wie ein Pfeil, abgeschossen werden.

Man finde in ihm keine Falschheit noch Verstellung, welche zum Unglücke nur allzusehr bey den Vorgesetzten der Ordensgeistlichen gebräuchlich ist.

Er halte sich wenig Leute, denen er seine Geheimnisse anvertraue, und, wenn er solche hat, so thue er es niemals nur zur Helfte; man eräth das Uebrige und ist alsdann nicht verbunden, das Geheimniß zu verschweigen.

Er habe keinen lieber, als den andern, es wäre denn, daß einer ein vorzügliches Verdienst besässe. Alsdann wird man durch das Beyspiel Christi selbst berechtiget, welcher eine besondere Liebe und Zuneigung gegen den heiligen Petrus nnd gegen den heiligen Johannes bezeugte. Endlich sey er überall, wie ein wohlthätiger Thau. Jederman wünsche sehnlich, ihn zu sehen und ihn zu besitzen. Indem er sein Amt also versieht, wird er sich selbst Ruhm und Ehre erwerben, und man wird die Zeit, wenn er seine Stelle niederlegt, beklagen, und von ihm sagen: er ist als ein Wohlthäter abgegangen. *XXXII.* Brief.

Vorsicht.

Wenn man sagt, daß das Ungefehr in einer Weltgegend und nicht in einer andern gebohren werden läßt, so spricht man wie ein Schüler des Lucretius oder des Epikurs. Eine ewige Vorsicht, welche alles angeordnet hat, hat die Geburt des einen zu Peckin und nicht zu Rom bestimmt, aus ewigen, aber aus unbekannten Ursachen; denn dieß ist das Geheimniß der Gottheit. Auch können und sollen wir niemand einen Vorwurf wegen des Standes machen, aus welchem er entsprossen ist, so wenig als wegen des Orts, in welchem er gebohren wurde. Wird man wohl eine Aehre fragen, warum sie sich in einem unfruchtba-

ren Felde und nicht in einem wohl angebauten Erdreiche befindet? Die Hand des Schöpfers hat gesäet, wie sie gewollt hat und sie wird auch nach ihrem Gefallen erndten. Von den verschiedenen Nationen.

Die Umstände entscheiden fast immer das Schicksal der Menschen. Der eine erstickt seine Fähigkeit zu den Wissenschaften, weil er ein Soldat wird; ein anderer macht sich durch seine Gelehrsamkeit beliebt, weil er ein Privatleben führet; und die Vorsicht leitet alles zum Besten; fortiter atque suauiter dispo- nens omnia. *LXXI.* Brief.

Wahrheit.

Die Wahrheit sollte natürlicher weise alle Menschen reizen und an sich ziehen; aber sie zeigt sich unter so vielerley verschiedenen Aussichten, daß jeder sie nach seinen Augen beurtheilt. Das Gesicht verändert sich, je nachdem unser Eigennutz oder unsere Meynungen es erfodern. *LX.* Brief.

Die Meynungen der Menschen, welche fast alle aus den Vorurtheilen ihrer Kindheit und ihres Landes entstanden sind, müssen vor der Wahrheit schweigen; denn sie ist ein Licht, welches, eben dasselbige in Siberien und in Holland, in allen Weltgegenden vorhanden ist, hier enger zusammengeschränkt, dort weiter ausgebreitet; aber es ist immer da und schwimmt

immer

immer oben über den Verbrechen und über den Irrthümern, mit welchen die Welt angefüllet ist.

Die einen sehen diese Wahrheit nur schief, die andern bemerken sie in gerader Linie; und was am wunderbarsten ist, so glaubt man oft, sie gefunden zu haben, wenn man nichts, als nur Lügen entdeckt hat. Also haben Philosophen ganze Jahrhunderte hindurch sich einander einer nach dem andern in ihren Untersuchungen betrogen und sich um desto schändlicher geirret, da sie sich für die einzigen Orakel der ganzen Welt hielten.

Wenn der Betrug es wagt, sich für die Wahrheit auszugeben, so sieht man nichts mehr, als falsche Grundsätze, welche man für die gebahntesten Wege hält und man stürzet sich in einen Abgrund von Irrthümern. **Von den verschiedenen Nationen.**

Weder Eigenliebe, noch Vortheile, noch Menschenfurcht dürfen uns abhalten, die Wahrheit mit Eifer anzunehmen. Wenn man sich auf einen augenscheinlichen Beweis noch nicht ergeben will, so entsagt man nicht nur der Redlichkeit, sondern auch sogar der Vernunft. Der hartnäckige Eigensinn hat alle Feinde Gottes unglücklich gemacht, so wie er auch schuld daran ist, daß man noch täglich falschen Schein für wahres Licht hält. *CXXXVIII.* **Brief.**

Je mehr es in der Welt Irrthümer giebt, desto grösser ist der Sieg der **Wahrheit.**

Mit

Mit desto herrlicherm Glanze tritt sie mitten unter den Widersprüchen hervor; und wenn nicht alle Menschen sie sehen, so geschieht solches nur, weil sie keine gute Anlage dazu haben, oder weil Gott sie für ihre Verwegenheit mit Verblendung straft. *CXL.* Brief.

Wie groß ist die Stärke der **Wahrheit!** Man kann sie einige Zeit lang verdunkeln, aber ersticken kann man sie nicht. Sie erhebt sich, wenn man glaubt, daß sie ganz erloschen sey, wie ein Feuer, das man unter der Asche für ausgelöscht gehalten hat, und welches unvermuthet eine heftige und schnelle Flamme auswirft. *CXLII.* Brief.

Welt,

Erschaffung derselben.

Alles dasjenige, was in Betreff der **Erschaffung** der **Welt** von dem ersten Buche Mosis abgeht, hat nichts anders als paradoxe Sätze, oder wenigstens Hypothesen zum Grunde.

Nur Moses konnte, weil er eine göttliche Eingebung hatte, uns die Bildung und Entstehung der Welt richtig erzählen. Es ist nicht ein Epikur, der seine Zuflucht zu Atomen nimmt, ein Lucrez, der die Materie für ewig hält; ein Spinosa, der einen körperlichen Gott annimmt; ein Descartes, der von den Gesätzen der Bewegung etwas daher stammelt; sondern ein

Gesätz=

Gesätzgeber, der allen Menschen ohne Bedenken noch Zweifel, ohne Furcht, sich zu irren, ankündiget, wie die Welt erschaffen worden ist. Nichts ist ungekünstelter und erhabener als sein Anfang: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Er könnte nicht zuversichtlicher sprechen, wenn er ein Zuschauer davon gewesen wäre; durch diese Worte fallen die Mythologie, die Systeme und die ungereimten Sätze zusammen und erscheinen in den Augen der Vernunft nicht mehr anders, als wie Hirngespinste und täuschende Träume.

Wer in der Erzählung des Moses die Wahrheit nicht sieht, der ist nicht dazu gemacht, sie zu kennen. Man hält sich alle Tage an Hypothesen, die nicht einmal wahrscheinlich sind, und man will demjenigen keinen Glauben beymessen, was uns den höchsten Begriff von der Macht und von der Weisheit Gottes beybringt.

Eine ewige Welt zeigt tausendmal mehr Schwierigkeiten, als ein ewiges unkörperliches Wesen, und eine mit zugleich ewige Welt ist ein unmöglicher, ungereimter Widerspruch; denn nichts kann eben so alt seyn, als Gott.

Ausserdem, daß Gott nothwendig ist und daß die Welt es nicht ist; mit welchem Rechte ist die Materie, ein ganz zufälliges und vollkommen unwirksames Ding, befugt, Ansprüche auf die nemlichen Vorzüge zu machen, wie ein allmächtiger und gänzlich unkörperlicher Geist?

Dieß

Dieß sind ausschweifende Thorheiten, die nur in den Anfällen einer wahnsinnigen Einbildungskraft haben entstehen können und welche beweisen, wie der Mensch bis zum Erstaunen schwach ist, wenn er nichts mehr anhören will, als sich selbst.

Die Naturgeschichte ist ein Buch, welches für alle Geschlechter verschlossen ist, wenn sie nicht einen Gott als Schöpfer und Erhalter sehen; denn nichts ist merklicher, als seine thätige Wirksamkeit. Die Sonne, so prächtig und majestätisch sie wegen ihres Glanzes und ihres richtigen Laufes ist, diese Sonne, ob sie gleich von verschiedenen Nationen angebetet wird, besitzt weder Verstand noch Unterscheidungskraft, und daß ihr Lauf so regelmäßig und ordentlich ist, daß er nicht einen einzigen Augenblick unterbrochen wird, kömmt daher, weil sie den Trieb von einem höchsten wirkenden Wesen erhält, dessen Befehle sie mit der größten und genauesten Richtigkeit vollzieht.

Man wende die Augen immerhin auf den weiten Umfang dieser Welt; man sieht sie in dem unermeßlichen Raume eines Wesens eingeschlossen, vor welchem die ganze Welt so ist, als wäre sie gar nicht da. Es wäre wohl sehr sonderbar, daß die Welt das Vorrecht besitzen sollte, ihr Daseyn und ihre Schönheit nur sich selbst zu verdanken zu haben, da doch das kleinste Werk nicht ohne einen Werkmeister vorhanden seyn kann.

Die Vernunft gräbt sich schreckliche Abgründe, wenn sie nichts anders mehr anhöret, als die Leidenschaften und die Sinne. Die Vernunft ist ohne den Glauben ein erbärmliches Ding. Alle Academien in der ganzen Welt können Systeme über die Erschaffung der Welt ersinnen; aber nach allen ihren Untersuchungen, allen ihren Muthmassungen, allen ihren gegenseitigen Vergleichungen und Verbindungen, nach einer Menge von dicken Bänden, werden sie mir weit weniger darüber sagen, als Moses auf einer einzigen Seite davon gesagt hat; und doch werden sie überdieß noch lauter unwahrscheinliche Dinge sagen. So groß ist der Unterschied zwischen einem Menschen, der nur aus sich selbst redet, und einem Menschen, der aus göttlicher Eingebung spricht.

Der Ewige lacht in der Höhe der Himmel über alle die unbesonnenen Systeme, welche die Welt nach ihrem Kopfe anordnen wollen, und ihr bald den ungefehren Zufall zum Vater geben, bald voraussetzen, sie sey ewig. *LXXXII.* Brief.

Wissenschaften.

Die Wissenschaften haben, so wie die Künste, keine wirkliche Grösse, ausser alsdann, wenn sie wieder zu ihrer Quelle hinaufsteigen (welche Gott selbst ist.) *CXXXIII.* Brief.

Wir haben drey Hauptwissenschaften, welche ich mit den drey wesentlichen Dingen vergleiche, aus denen wir bestehen. Die Theologie ist durch ihre Geistigkeit unserer Seele ähnlich; die Mathematik gleicht wegen ihrer Verbindung und Richtigkeit unserer Vernunft; die Physik stellet mit ihren mechanischen Verrichtungen unsern Körper vor; und diese drey Wissenschaften, welche vollkommen mit einander übereinstimmen müssen, wenn sie in ihrer Sphäre bleiben, erheben uns nothwendiger weise gegen ihren Urheber, als der Quelle der Fülle alles Lichtes.

LIX. Brief.

Die Wissenschaften haben, so wie die Planeten, jede ihre Sphäre. Jede Wissenschaft, die aus ihrer Sphäre schreitet, zieht tausenderley üble Folgen nach sich. Der Schöpfer hat allen Dingen Schranken angewiesen und, um der Uebereinstimmung der ganzen Welt und der Geister willen, hat er gewollt, daß man sich in diesen Schranken halten solle. Sonst würde eine ungeheure Verwirrung in der ganzen Welt seyn. Das Uebel unsers Jahrhunderts ist, daß man alle diese verschiedene Sphären hat untereinander mengen wollen, ohne zu bedenken, daß die eine unterscheidende Merkmale und Eigenschaften hat, welche die andere nicht besitzt.

Die Irrthümer des Unglaubens kommen daher, daß man der Philosophie die Eigenschaften der Theologie hat beylegen wollen, und daß man behauptet hat, die Theologie müsse mit Demonstrationen verfahren, wie die Mathe-

matik, da doch die unbegreiflichen Eigenschaften eines so unermeßlichen als unendlichen Wesens sich nicht so demonstriren lassen, daß man sie mit dem Auge sehen und mit dem Finger berühren kann. *CXXXIII.* und *CXL.* Brief.

Die Wissenschaften haben niemals einen grössern Fortgang gehabt, als seit dem Zeitpuncte der öffentlichen Bibliotheken. Ehedessen sah man nur einige Gelehrte auf der ganzen Weltkugel zerstreut; alle übrige Leute waren ganz und gar unwissend; und heute zu Tage findet man überall sehr wohl unterrichtete Personen, die von allem mit grosser Kenntniß und Eifer sprechen; das heißt, daß die Wissenschaften, wie der von ungestümmen Winden getriebene Regen, damals nur einige Gegenden anfeuchteten, daß sie hingegen nunmehr wie ein allgemeiner Thau von allen Seiten her tröpfeln.

Indessen hat man, unerachtet der Vortheile der öffentlichen Bibliotheken, die Anzahl der Gelehrten abnehmen und die Zahl der seichten Köpfe sich vermehren sehen. Ich fürchte nur, daß man dadurch, daß man mit Gewalt den Verstand zu sehr schärfen und die Wissenschaften zu sehr zergliedern will, dieselbe so lang ins kleinere bringe, bis sie zu nichts werden, und daß man wieder in die Unwissenheit der Jahrhunderte zurückfalle, welche auf das Jahrhundert des Augustus folgten.

Die Wissenschaften haben, so wie unser Verstand, ihre Schranken; denn es giebt nichts unendliches, als Gott; und gesetzt auch, sie

wären

wären unermeßlich, so könnten sie es doch nur in Beziehung auf denjenigen seyn, welcher die Fülle und die Quelle derselbigen ist.

Hier muß man dieselbigen betrachten; da muß man sie herauskommen sehen, wenn man einen richtigen Begriff von denselbigen haben will. Der Mensch ist von sich selbst nicht groß genug, den Wissenschaften alle die Würde und alle das Erhabene zu verleihen, so man an ihnen kennet. Uebrigens sind sie, unabhängig von ihm, vorhanden, er ist nichts weniger, als der Schöpfer derselbigen; er setzet sie nur ins Werk, wenn er sich darinn übt; so wie ein Metallgiesser, wenn er prächtige Werke verfertigt, die Materie, der er sich bedienet, nicht entstehen macht.

Es giebt keine Farbe und keine Form, die man nicht den Wissenschaften gegeben hätte, denn sie lassen sich gern nach den Eindrücken unsers Verstandes lenken und nehmen also nach der Beschaffenheit unserer Einsichten eine verschiedene Gestalt an; das heißt, sie sind bey den einen erhaben und bey den andern schimmernd. Sie sind ein Wax, aus welchem man macht, was man will, wenn man die Fähigkeit besitzt, recht damit umzugehen.

Wenn die Wissenschaften nicht von einer geschickten Hand geführet werden, so sieht man in dem Gefolge derselbigen nichts anders, als widersinnische Sätze und Trugschlüsse, und daher sind so viele schlechte Werke entstanden, welche sich in unsern Bibliotheken befinden, so

wie man kriechendes und anders Ungeziefer in den prächtigsten Gärten antrift. In dem Moralischen, so wie in dem Physischen, grenzen die Finsternisse immer nahe an das Licht an, und das Gift liegt nicht weit von den besten Heilungsmitteln. *CXL.* Brief.

Wort Gottes
und
Wahrheit der Religion,
Wie man sie vortragen soll.

Wenn man ein Werk über die Religion recht anfangen will, so muß man bis auf die Quelle gehen, die Vortreflichkeit derselbigen zeigen, sich mit ihr gen Himmel erheben, woher sie kömmt und wohin sie wieder zurückkehren muß.

Es komme nichts darinn vor, das eines so edeln Gegenstandes nicht würdig wäre. Witzige Anstrengung des Verstandes hat mit der Wahrheit nichts gemein. Genug daß man die Religion so vorlegt, wie sie ist, um die Nothwendigkeit derselbigen erkennen zu machen, sagte der heilige Karl Borromäus.

Ehe man etwas schreibt (oder redet,) muß man sich mit dem Geiste Gottes erfüllen, um nicht blos leere Worte hinzusetzen. Wenn das Herz mit der Feder (oder mit der Zunge,) welche heilige Wahrheiten auszudrücken hat, nicht übereinstimmt, so rühret man seine Leser (oder seine Zuhörer) selten. Wenn unsere Seele mit dem nemlichen Feuer, welches Gott

selbst

selbst auf die Erde brachte, durchdrungen ist, so wird unser Buch oder unsere Rede wunderbare Wirkungen verursachen. *XII.* Brief.

Wir (Italiäner) sind in unsern Predigten mehr Dichter, als Redner, und zum Unglücke mehr pantomimisch, als pathetisch, da doch das Wort Gottes die edelste Beredsamkeit und die größte Behutsamkeit erfodert.

Der heilige Vater (Benedict XIV.) wünschte die Ausbesserung unserer Predigten. Er wollte nicht, daß die Italiänische Beredsamkeit Französisch werden sollte; jede Sprache hat ihre Wendungen und ihre Ausdrücke; aber er wünschte, daß man einen Vortrag, dessen Inhalt sich nach dem Evangelium richten soll, christlicher einrichtete und ihn nicht zu kurzweiligen Spasse erniedrigte.

Der Mund eines Predigers ist in Wahrheit der Mund Gottes. Ach! was soll man denn von demjenigen denken, der schnackische Possen und läppisches Zeug vorbringt?

Wer in der heiligen Schrift und in den Werken der Kirchenväter keinen Stoff findet, um seine Zuhörer zu rühren, ist des Predigtamtes nicht würdig.

Es giebt keine schönere Schilderung von der Grösse und der Barmherzigkeit Gottes, als in den Psalmen und in dem Hohenliede; es giebt keine rührendere Geschichten, als die Geschichten des Joseph, des Moyses und der Maccabäer; es giebt keine stärkere Beyspiele der göttlichen Gerechtigkeit, als die Strafe der Nadab,

der Abiud und eines Balthasar, der eine fürchterliche Hand auf eine schreckliche Art sein Verdammungsurtheil an die Wand schreiben sah.

In allen Büchern auf der ganzen Welt findet man keine solche rednerische Stellen, als die Beobachtungen des Hiob; man benimmt ihnen alle Kraft, wenn man sie erklären oder auslegen will. Wenn man nur ein wenig die schönsten Stellen aus der heiligen Schrift zusammen nimmt und solche auf seinen Gegenstand bezieht, so kann man damit Reden verfertigen, die bis zum Entzücken rührend sind. Der heilige Paulus, der Mann, welcher das Pathetische und das Erhabene im höchsten Grade besaß, redet in seinen Briefen blos die Sprache der Schrift, und sie sind wunderschön.

Die meisten Schriften unserer alten Predigtverfasser sollte man verbrennen, um den Geschmack unserer jungen Prediger zu bilden. Da suchen sie allerhand Mährchen und Auszüge aus den heidnischen Schriftstellern und gewöhnen sich an einen in der That lächerlichen Vortrag. Empfindungen der Reue oder des Schreckens, die nur aus dem Geschrey, den Minen oder den Geberden eines Predigers entstehen, machen nur auf einen Augenblick Eindruck. Es ist ein Donnerschlag, der macht, daß man erschrickt, sich kreuzigt, und eine Minute darauf wieder lacht.

Wenn das Herz redet, so rühret man seine Zuhörer empfindlich und nachdrücklich.

Zeit.

Die Zeit ist das kostbarste Geschenk, so uns Gott gegeben hat; und der Mensch verschwendet sie auf eine grausame und erstaunliche Art. Ach! die Zeit ist ein der Plünderung ausgesetztes Gut; jeder nimmt uns einen Theil davon; und, unerachtet aller meiner aufmerksamen Sorgfalt, sie behalten zu wollen, sehe ich, wie sie aus meinen Händen entflieht, und kaum habe ich gesagt, daß sie flieht, so ist sie schon fort. *LVII.* Brief.

Es ist zum Erstaunen, wenn man jenen Schlund, aus welchem die Zeiten herauskommen und jenen Abgrund betrachtet, in welchen sie sich stürzen. Wie viele Monate, wie viele Tage, wie viele Stunden, wie viele Minuten, wie viele Secunden werden von der Ewigkeit verschlungen, welche immer die nemliche und mitten unter den größten Veränderungen und Abwechselungen unveränderlich bleibt. Sie ist ein Fels mitten im Meere, an welchen alle Wellen vergebens anschlagen. Wir sind wie Sandkörner, mit welchen der Wind spielt, wenn wir uns nicht ohne Unterlaß an diese Stütze halten. *LXXVI.* Brief.

Anzeige.

Anzeige.

Die Gebrüder van Düren, Buchhändler in Frankfurt am Mayn, haben weiter noch folgende neue Bücher verlegt:

Der zufriedene Christ, oder die Glückseligkeit eines ruhigen Gewissens, nach den sichersten Grundsätzen der Sittenlehre in verschiedenen aus der Geschichte gezogenen Beyspielen geschildert, 8. 1775. 30 kr.

Das Leben des Pabstes Clemens des XIVten, (Ganganelli) aus dem Französischen des Hrn. Marquis Caraccioli übersetzt, 2te Auflage, 8. 36 kr.

Bion (J. B.) geographische Belustigung, in sich haltend eine kurze Beschreibung der Erdkugel in 52 Tabellen eingetheilet, nebst einer Tabelle der 12 Stämme der Kinder-Israels, sehr nützlich für die Jugend, gr. 8. 1775. 1 fl. 50 kr.

Der unsinnige Freygeist, jungen und gemeinen Leuten zur Warnung vorgestellet von Herrn F. Dabuz, ehemaligen Jesuit und öffentlichen Lehrer der Mathematik auf der Universität zu Maynz, 8. 1775. 30 kr.

R. P. Viatoris a Cocaleo, Italus ad Febronium de Statu Ecclesiæ, seu de hac materia Epistolæ eximiæ, 2 Tom. 8. 2 fl. 30. kr.

Der Jude für die Religion, oder Kern der Beweisgründe wider die Materialisten, nebst neuen Anmerkungen über die natürliche Beschaffenheit unserer Kenntnisse, das Daseyn Gottes und das unkörperliche Wesen und die Unsterblichkeit der Seele, aus dem Französischen des Herrn J. Pinto, Mitglied der Portugiesischen Synagoge, übersetzt, 8. 1776. 30 kr.

Briefe (merkwürdige) des Pabst Clemens des XIVten, (Ganganelli) neue, nach der zweyten

Pari=

Pariser Ausgabe, vermehrte und verbesserte Aufl. 4 Theile, 8. 1776.

Catechismus des gesellschaftlichen Menschen, aus dem Französischen des Herrn Abde Duval Pyrau, 8. 1776. 50 kr.

Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten, insonderheit der bewährtesten Nachrichten von den Ländern und Völkern des ganzen Erdkreises. Von einer Gesellschaft gelehrter Leute, 34ter Band, gr. 4 mit Kupf. 1781.

Geschichte (vollständige) des Römischen Reichs von den ersten Zeiten der Bevölkerung von Europa bis auf die neueren. Von einer Gesellschaft gelehrter Leute, 22ter Band, gr. 4to. 1781. mit Kupf.

So denkt P. A. Armacanus über die Seligsprechungssache des berühmten Bischoffs Johann Palafox, in seinem Briefe an einige gelehrte Freunde, aus dem Latein. 4. 1776 15 kr.

Oeconomia matrimonii baptizatorum in omni lege considerata, quæstionibus polemicis, historicis, scholasticis & practicis illustrata ac noviter oblata a quodam ordinis Cisterciensis Theologo, 4. 1777. 45 kr.

Tagzeiten (die vier) in der Stadt, eine freye Uebersetzung aus dem Italienischen des Abts Parini, gr. 8. 1778. 30 kr.

Das Englische und Amerikanische Kartenspiel, vorgestellt in drey Aufzügen, nebst einer Fortsetzung dieses Stücks, unter dem Titel: Der unterdrückte Wilde, vorgestellt in vier Aufzügen, beyde aus dem Holländischen des J. A. Schaß M. D. übersetzt, 8. 1778. 15 kr.

Sr. Majestät des Königs von Preußen geheimer Unterricht, enthaltend die den Officiers Dero Armee, besonders denen von der Cavallerie, ertheilten geheimen Befehle, aus dem Französischen des Prinzen von Ligne übersetzt, 8. 1779. 15 kr.

R Ferrarii

Ferrarii (Guidonis) Opusculorum Collectio, Editio prima Italica, 4. maj. 1777. 4 fl. 30 fr.

Der Freund der Eintracht, oder Versuch über die Bewegungsgründe, die Processe zu vermeiden, und die Mittel, die Quelle derselben zu verstopfen, aus dem Französischen eines Parlements-Advokaten, 8. 1779 24 kr.

Briefe der Lady Lindsey oder die friedfertige Frau, aus dem Französischen der Frau von Malarme übersetzt, 2 Theile, 8. 1780. 36 kr.

Gedanken des Pabstes Clemens XIVten. 8. 1780.

Prospectus cum Conditionibus sub quibus adm. rev. P. F. Lucii Ferraris, Soler-Alexandrini, Ord. Fratr. Minor. Regul. Observant. S. P. Francisci, Lectoris Jubilati, Exprovincialis, Examinatoris Synodalis ac S. Off. Consultoris prompta Bibliotheca Canonica, Juridica, Moralis, Theologica, nec non Ascetica, Polemica, Rubricistica, Historica, novo, exactissimoque prælo edenda Proponitur.

Opus hoc præstantissimum quoties in Italia Typis expressum, toties summo plausu exceptum, tantâque celeritate inter Italos distractum est, ut per pauca illarum Editionum (*quas inter variæ defectuosissimæ*) Exemplaria ad nostram, sive Superiorem, sive Inferiorem Germaniam pervenerint. Eâ de causâ opus hoc præclarissimum, omnibus non tantùm Theologis, sed & Juris Utriusque Peritis, Rubricistis aliisque perquàm utile, ne dicam necessarium, novo èmendatissimoque Prælo (*novis recentioribusque Additamentis, quæ in anterioribus Editionibus huc illucque dispersa sunt, pro majori legentium commoditate ad Locum proprium relatis: additâ etiam Doctissimi Auctoris effigie æri incisâ,*) submittere animus est.

De

De præstantiâ hujus Operis multa præfari inutile censemus, cum omnium ferè Doctorum laudibus celebretur.

Theologi siquidem, ac Litterati quicumque, qui vel voluntate seu facultate libros perlustrandi carent, in hoc uno Opere omnium Casuum & Dubiorum, in dies occurrentium, Resolutionem solidam, utpote vel ex Juris Utriusque Sancitis, Rom. Pontificum Constitutionibus, vel Conciliorum & Sacr. Congregationum Decretis, ac Sacr. Rom. Rotæ Decisionibus, vel denique ex probatissimis selectissimisque Auctoribus desumptam aliaque quàm plurima maximâ facilitate & promptitudine reperient, quæ non nisi maximo temporis & laboris dispendio in immensa Voluminum Classe, ac penè integris Bibliothecis comparare potuissent.

Ut autem novam hanc præstantissimi hujus Operis Editionem *quæ in octo Tomis, Forma, Chartâ, Typisque iisdem, quibus hic Prospectus impressus est*, lucem aspiciat, quilibet sibi facili modo ac moderato pretio, etiam sinè anticipatæ solutionis gravamine, comparare possit, atque etiam Editores in suo, quô non tam sibi, quàm aliis prodesse intendunt, conamine serventur indemnes, sequentes ponuntur.

CONDITIONES.

I. Qui ante Diem 15. Mensis Septembris currentis Anni 1780. hujus Operis Editoribus Nomen suum huic adjunctæ Formulæ inscriptum (*solutis tamen Literarum expensis*) mittet, pro singulo hujus Operis Tomo Tres tantùm Florenos cum dimidio solvet; eâ tamen Conditione, ut singulum Tomum ante distributionem Tomi sequentis solvat & sibi comparet; aliàs Pretium ad singulo-

rum Tomorum diſtributionem uno Floreni quadrante (*ut num. ſeqq. ponitur*) augendum, pro illo & ſequentibus Tomis, ac ſi ante Diem 15. Septembris Anni 1780. non ſubſcripſiſſet, ſoluturus.

II. Menſe Februario Anni 1781. in Lucem dabitur & diſtribuetur Tomus Primus, quem elapſis à Tomi Primi diſtributione quatuor Menſibus, excipiet Tomus Secundus, ſicque deinceps eodem ordine, elapſis ſemper quatuor Menſibus Tomi reliqui.

III. Si quis ante Diem 15. Septembris Anni 1780. ſubſcribere, Nomenque ſuum, modo ſtatim dicto, Editoribus mittere negligat, pro Tomo Primo & ſingulis ſequentibus Tomis tres Florenos & tres Floreni quadrantes ſolvet.

IV. Si quis autem ſubſcribere, Nomenque ſuum Editoribus mittere diſtulerit usque ad diſtributionem Tomi Secundi, pro ſingulis Tomis Florenos quatuor; atque ſic deinceps Pretium, ad ſingulorum Tomorum ſequentium diſtributionem uno Floreni quadrante pro ſingulis Tomis, dum diſtribuentur, ſemper augendum, ſolvere tenebitur.

rum Tomorum diſtributionem uno Floreni quadrante (*ut num. ſeqq. ponitur*) augendum, pro illo & ſequentibus Tomis, ac ſi ante Diem 15. Septembris Anni 1780. non ſubſcripſiſſet, ſoluturus.

II. Menſe Februario Anni 1781. in Lucem dabitur & diſtribuetur Tomus Primus, quem elapſis à Tomi Primi diſtributione quatuor Menſibus, excipiet Tomus Secundus, ſicque deinceps eodem ordine, elapſis ſemper quatuor Menſibus Tomi reliqui.

III. Si quis ante Diem 15. Septembris Anni 1780. ſubſcribere, Nomenque ſuum, modo ſtatim dicto, Editoribus mittere negligat, pro Tomo Primo & ſingulis ſequentibus Tomis tres Florenos & tres Floreni quadrantes ſolvet.

IV. Si quis autem ſubſcribere, Nomenque ſuum Editoribus mittere diſtulerit usque ad diſtributionem Tomi Secundi, pro ſingulis Tomis Florenos quatuor; atque ſic deinceps Pretium, ad ſingulorum Tomorum ſequentium diſtributionem uno Floreni quadrante pro ſingulis Tomis, dum diſtribuentur, ſemper augendum, ſolvere tenebitur.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klemens XIV., Papst, 1705-1774 / Piccolmini, Baptista / Zell, ...

Merkwürdige Briefe des Pabstes Clemens des XIV. (Ganganelli)

Bd.: 5

Frankfurt ; Leipzig 1780

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Ital.113(5/6#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11300538-2
VD18 80336752-001